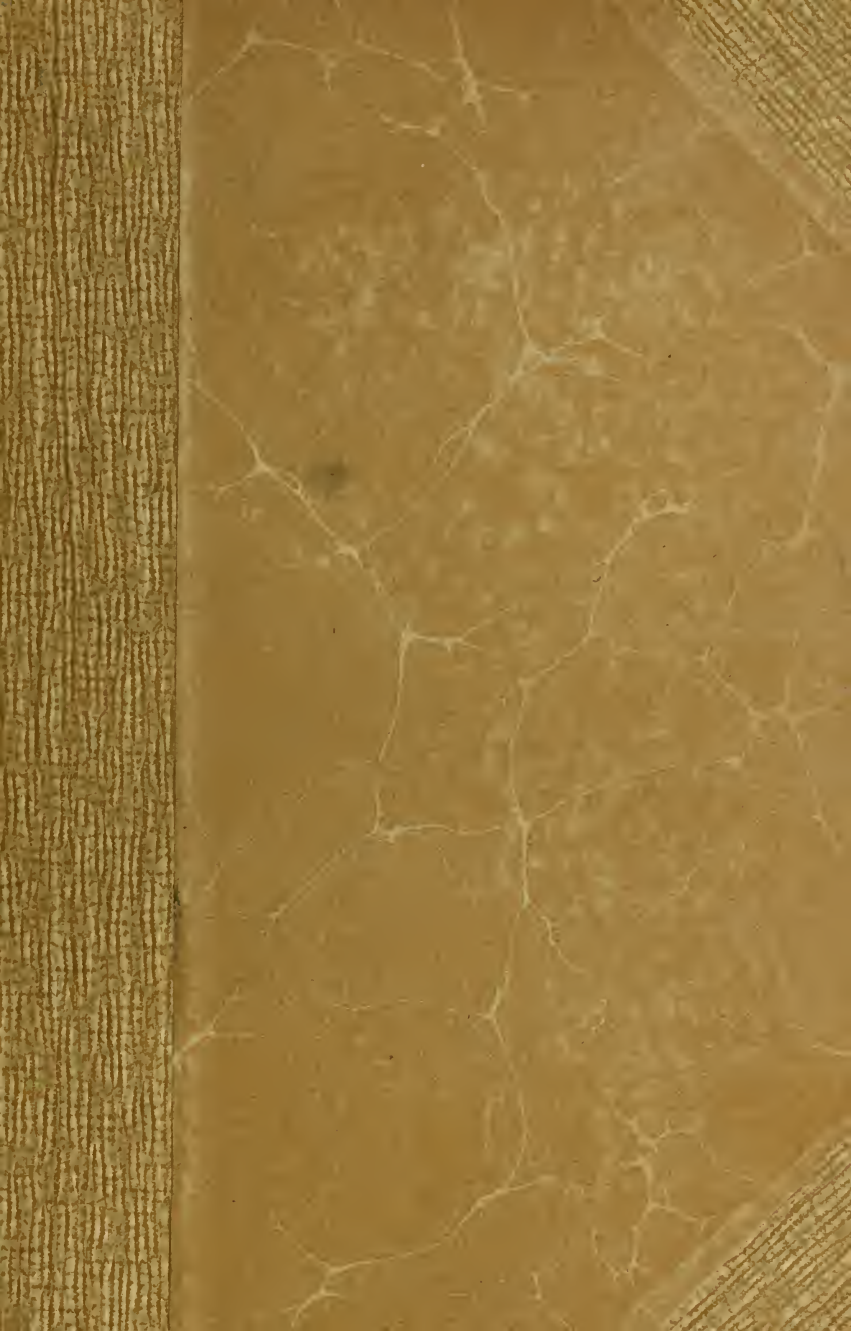






Gute Gesellschaft.



Gute Gesellschaft.

Roman

von

Rudolph Lindau.

Band I.



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1879.



I.

Die Baronin d'Eltang hatte zu Anfang des Winters 1865 einen kurzen Kampf mit dem Baron, ihrem Gemahl, zu bestehen gehabt, aus dem sie, wie bei allen ähnlichen Gelegenheiten, als Siegerin hervorgegangen war.

Man zankte sich häufig bei den d'Eltangs, oder vielmehr man war dort immer uneinig, sobald irgend eine Frage von Mann und Frau gemeinschaftlich in Erwägung gezogen wurde. Sagte sie „weiß", so antwortete er „schwarz"; wollte sie „ja", so bestand er auf „nein". Schließlich geschah stets das, was die Baronin gewollt hatte. — Weshalb sie seit zwanzig Jahren unermüdlich fortfuhr ihren Gatten um Rath zu fragen, nachdem sie seit ebenso langer Zeit keinen Zweifel mehr darüber hegen konnte, daß jeder ihrer Vorschläge bei ihm auf Widerstand stoßen würde, vermochte sich Niemand zu erklären. Sie selbst dachte darüber ebensowenig nach, wie sie sich Mühe gab, den Baron zu überzeugen, daß ihre Meinung den Vorzug vor der seinigen verdiene. Ihr fortwährendes Umrathfragen war eine alte Gewohnheit, die aus den allerersten Jahren ihrer Ehe datirte. In den meisten

Fällen hörte sie jetzt gar nicht mehr, was der Baron auf ihre Fragen antwortete; in keinem Falle beachtete sie es. — Der alte Herr d'Eltang konnte nicht einmal ein schlecht behandelter Ehemann genannt werden. Er war weniger als das. Er hatte zu geringe Bedeutung in den Augen seiner Gemahlin, um irgend welche besondere Behandlung nöthig zu machen. Er existirte als Mitglied des Hausstandes, wie der Stuhl als Theil des Mobiliars. Sie sorgte, ohne Zeit, Mühe oder Geld zu sparen, für seinen Anzug, seine Nahrung, ja seinen Comfort, gerade wie sie darauf achtete, daß das Silberzeug geputzt, die Teppiche ausgeklopft, die Gardinen gewaschen wurden. Sie war keineswegs eine hartherzige oder eine böse Frau; und er war nicht etwa unglücklich zu nennen. Sobald er von seinen Rechten als Hausherr abstrahiren wollte, hatte er nicht mehr Grund über sie zu klagen, als die wohlgepflegten, reichlich bezahlten, alten Diener, und die gut gefütterten Pferde. Alles gedieh im Hause der Baronin. Daß der Baron mager blieb, war Schuld seiner Constitution, nicht der Vernachlässigung, unter der er zu leiden hatte.

Er war ein kleiner Mann von sechzig Jahren, mit einem milchweißen Gesichte und feinem, schneeweißem Haar, unter dem der Schädel rosig, wie der eines Kindes hervorblickte. Er rasirte sich die Lippen und das Kinn und trug von einem Ohr zum andern, einer weißen Guirlande gleich, einen schmalen, spärlichen, langen Bart. Er hatte dunkle, lebhafte Augen, die man, als er jung war, schön genannt hatte, und eine kleine, meckernde, zornige Stimme. Er hatte sich nicht in

sein tragi-komisches Schicksal ergeben und hörte nie auf, gegen seine Unterdrückung zu protestiren. Und er that dies nicht etwa im Geheimen, sondern sagte frei heraus, was er auf dem Herzen hatte. Er fürchtete seine Frau durchaus nicht; es war ihm im Gegentheil eine große, wenn schon seltene Genugthuung, sie ärgerlich zu machen — aber er war außer Stande sich der Ausführung irgend eines ihrer Projecte zu widersetzen. Sie leitete und verordnete Alles im Hause, das Kleine wie das Große; sie bestimmte, wann gegessen werden, welche Leute man empfangen, welche besuchen sollte; sie hatte den einzigen Sohn des Hauses, Robert, zur Armee geschickt, obgleich der alte Baron ihn seit seiner Geburt für die diplomatische Carrière bestimmt hatte; und sie hatte die älteste Tochter, die schöne Marie d'Eltang, gegen den ausdrücklichen Wunsch ihres Vaters, mit dem Baron von Vieuville verheirathet. — Der alte Herr d'Eltang konnte weder gegen das Eine noch das Andere irgend etwas thun. Er durfte sich darüber ärgern; es stand ihm frei zornig zu werden, die Thüren zu werfen, seiner üblen Laune in Worten Luft zu machen; aber das war Alles. Verhindern konnte er nichts von dem, was seine Frau wollte. — „Du bist der eingefleischte Eigensinn," sagte er zornig. — „Ja, ja," antwortete sie, „Du hast ganz recht;" und sie that, was sie wollte.

Die Baronin war bedeutend jünger als ihr Gemahl; sie war fünfundvierzig Jahre alt und noch immer eine angenehme Erscheinung, obgleich sie seit einiger Zeit stärker wurde, als sich dies mit ihrer kleinen Figur und außerordentlichen Lebhaftigkeit vertrug. Sie hatte schönes, schwarzes Haar, auf

daß sie als junge Frau sehr stolz gewesen war und daß sie durch Anwendung einiger einfacher Kunstmittel vor dem Grauwerden bewahrte; dunkle, glänzende, kluge Augen und die warme, matte Gesichtsfarbe der Südländerinnen. Ihre winzig kleinen Hände und Füße waren mit größter Sorgfalt gepflegt.

Der Baron und die Baronin waren Beide reich und verfügten ein Jeder, bis zu einem gewissen Grade, selbständig über ihren Antheil am gemeinschaftlichen Vermögen. Während des Sommers bewohnten sie eine große Besitzung in Südfrankreich, die einen Theil der reichen Mitgift der Baronin gebildet hatte, oder hielten sich in einem vornehmen Badeorte auf; im Winter lebten sie in einem aristokratischen Hôtel des Faubourg St. Honoré, das dem Baron gehörte.

Der kurze Streit, der zu Anfang des Winters 1865 zwischen Herrn und Frau d'Eltang stattfand, verlief folgendermaßen.

Das Ehepaar war vor wenigen Tagen nach Paris zurückgekehrt. Die Baronin hatte noch keine Besuche gemacht und, außer den nächsten Verwandten, auch noch Niemand empfangen. Bei dem Diner waren nur Herr und Frau d'Eltang und Anna, das einzige Kind, das noch im Hause war, zugegen gewesen. Nach dem Essen saß diese leise gähnend auf einem großen Sessel am Kamine, während der Vater stirnrunzelnd die legitimistische „Union" las. Die Baronin ertheilte im Eßsaale der Dienerschaft verschiedene Befehle.

Sobald sie in den Salon getreten war, nahm sie ihrer Tochter gegenüber am Kamine Platz und sagte, mit dem Baron sprechend, ohne sich jedoch nach diesem umzuwenden:

„Leg' die Zeitung einen Augenblick nieder, lieber Gaston. Ich habe etwas Wichtiges mit Dir zu besprechen."

Der „liebe Gaston" war sprüchwörtlich in den Salons des Faubourg St. Germain und des Faubourg St. Honoré. Er antwortete:

„Gedulde Dich fünf Minuten. Die Sache hat wol nicht so große Eile. Ich wünsche einen interessanten Artikel zu Ende zu lesen."

Die Baronin fuhr ruhig fort, als säße ihr der „liebe Gaston" bereits aufmerksam lauschend gegenüber: „Wir müssen im Laufe dieses Winters, außer den gewöhnlichen kleinen Donnerstag-Diners, zwei große Diners und einen Ball geben. Auch müssen wir jeden ersten Donnerstag-Abend im Monat zum Empfang festsetzen. Wenn die jungen Leute bei der Gelegenheit zum Clavier tanzen wollen, so ist das ihre Sache."

Herr d'Eltang hatte die Zeitung niedergelegt, aber er protestirte noch gegen die Unterbrechung, indem er in der Mitte des Zimmers sitzen blieb. Annas Müdigkeit war verschwunden. Sie hörte nun aufmerksam zu.

„Was meinst Du dazu, lieber Gaston?"

„Ich meine, daß wir unser Haus besser gleich als einen öffentlichen Vergnügungsort in den Zeitungen annonciren lassen können."

„Ich beabsichtige," fuhr die Baronin fort, „die kleinen Diners etwas zu vergrößern; anstatt drei bis fünf Personen, wie wir dies bisher gethan haben, können wir jedesmal fünf bis sieben einladen. Zehn Personen bilden noch einen

intimen Kreis, in dem man sich schnell und gut kennen lernen kann. Es ist um so nothwendiger, uns auf etwas mehr Gäste einzurichten, als meine Schwester und Bertha sehr häufig, wenn nicht ganz regelmäßig, diesen Diners beiwohnen werden. Bertha ist nun sechsundzwanzig Jahre alt, und ich wünsche sehr, daß sie sich im Laufe dieses Winters verheirathe."

„Weshalb ladest Du nicht auch Deine anderen Nichten, Louise und Emma und Helene ein für alle Male ein? Das Hôtel d'Eltang würde als Heirathsbureau gewiß recht beliebt werden."

„Gaston, Du vergißt, daß Anna Dich hört!"

„Als ob Anna nicht gerade ebenso gut wüßte wie Du und ich, was mit diesen projectirten Festlichkeiten bezweckt wird! . . Bertha hätte vor drei Jahren Karl Pérade heirathen sollen. Sie wird später noch bereuen, eine so gute Partie ausgeschlagen zu haben."

Der Baron hatte die Genugthuung, das letzte Wort zu haben. Dies harmlose Vergnügen gönnte ihm die Baronin sehr häufig. Sie wandte sich an ihre Tochter und bat diese, Schreibmaterialien und das kleine Buch zu holen, in dem die Adressen der zahlreichen Verwandten, Freunde und Bekannten des Hauses in alphabetischer Ordnung verzeichnet waren. Nachdem das Verlangte herbeigeschafft war, vertiefte sich die Baronin in eine halblaute Unterhaltung mit Anna, während der Baron mit einem höhnischen Lächeln die Zeitung wieder aufnahm.

Nach einer halben Stunde hatte das junge Mädchen unter Anleitung ihrer Mutter verschiedene Listen aufgesetzt.

„Willst Du einen Augenblick zuhören, lieber Gaston?“ fragte die Baronin.

Herr d'Eltang that, als höre er nicht und las weiter.

Die Baronin, die ihm den Rücken zukehrte und sich nicht nach ihm umgesehen hatte, fuhr fort:

„Das große Diner wird am 23. December stattfinden. Darum brauchen wir uns heute noch nicht zu bekümmern. Zum 2. December werde ich fünf Personen außer meiner Schwester und Bertha einladen; nämlich Marie und Edmund, den Graf Illien, Herrn Tressan und Sir Richard Harvey.“

„Ich begreife nicht, was die fremden Leute bei einem Familiendiner zu thun haben und weshalb Du Russen, Franzosen und Engländer zusammenwürfeln willst.“

„Zum 9. December rechne ich auf . . .“

„Wenn Du nichts dagegen hast, so sage mir dies in acht Tagen; denn bis dahin habe ich die Namen, die Du mir heute nennen wirst, doch wieder vergessen. — Es ist neun Uhr, und ich werde jetzt in meinen Club gehen.“

Er erhob sich würdevoll, wie es einem Manne gebührt, der nach seinem Kopfe handelt, und verließ den Salon.

Es war dem Baron d'Eltang ziemlich häufig gestattet, in den Club zu gehen. Die Stunden, die er dort verbrachte, waren die stolzesten und glücklichsten seines Lebens. Er war ein guter Whistspieler, und es kam nicht selten vor, daß der Eine oder der Andere seiner Clubgenossen sich auf sein Urtheil berief. Sein größter Wunsch seit langen Jahren war, jeden Abend im „Cercle“ zubringen zu können. Leider war daran vorläufig noch gar nicht zu denken. Zwei, wol

auch drei Mal in der Woche lag ihm die Verpflichtung ob, seine Frau und Tochter in Gesellschaft zu begleiten.

„Wenn Anna erst verheirathet ist, so wird sich das ändern,“ sagte er sich. — Anna war nun neunzehn Jahre alt. Sie war zwar nicht so schön wie ihre Schwester Marie, die berühmte Baronin von Vieuville; aber sie war hübsch, graziös, wohlerzogen, reich, von guter Familie. Der alte Herr durfte hoffen, bald von ihr befreit zu werden. Er rieb sich vergnügt die dürren, weißen Hände, wenn er daran dachte. Er wollte am Ende seines Lebens noch einmal ein neues Leben beginnen.

II.

Die beiden gefeiertsten Frauen von Paris geruhten, sich in den Champs Elysées von dem schaulustigen Sonntagspublicum bewundern zu lassen. Sie saßen, nachlässig zurückgelehnt, in einer offenen Kalesche, die von zwei prachtvollen Pferden in gemessen stolzem Schritt von dem Platz der Concorde nach dem Arc de Triomphe hinaufgezogen wurde. Es war vier Uhr Nachmittags; das Wetter hell, freundlich, milde sogar, trotz der bereits vorgerückten Jahreszeit. Die breite Chaussée der Promenade war mit Wagen dicht bedeckt; auf den Trottoirs, rechts und links, drängten sich Tausende von Fußgängern. — Die Leute im Wagen warfen herablassende Blicke auf die bunte Menge zu Fuß und ließen sich bewundern, oder, ohne daß sie es ahnten, belächeln; die Fußgänger kritisirten, als säßen sie im Theater — und alle

Welt, die Schauspieler wie die Zuschauer schienen mit ihrem Schicksal wol zufrieden.

Die Gräfin Martha Daxat und die Baronin Marie von Vieuville waren nicht gerade schöner als fünf oder sechs andere junge Frauen und Mädchen, die sich zur selben Stunde in den Champs Elysées befanden; aber mehr als alle anderen wurden sie bemerkt und bewundert. Ueberall nannte, zeigte man sie sich. „Siehe da! die schönen Freundinnen!“ hieß es, „die Gräfin und die Baronin“ — und der Fremde oder der Provinziale, dessen Aufmerksamkeit auf diese Weise von dem ihm als Cicerone dienenden Pariser erweckt worden war, hatte nur noch Augen für die beiden stolzen Frauen, die sich langsam, feierlich, wie in einer Vorstellung von lebenden Bildern an ihm vorbeiziehen ließen.

Jede Generation der französischen Gesellschaft hat ihre zwei oder drei besonderen Lieblinge gehabt, die sie vor allen anderen auszeichnete, indem sie sie die „schönen“ benannte. Zur Zeit der Blüthe des zweiten Kaiserreichs sprach man niemals kurzweg von der Gräfin Daxat und von der Baronin Vieuville; man sagte allgemein: „die schöne Gräfin“ und „die schöne Baronin“. Noch öfter hörte man die Beiden als „die schönen Freundinnen“ bezeichnen; denn in Gesellschaft sowohl wie im Theater, auf dem Rennplatz oder auf der Promenade erblickte man sie häufig zusammen und ein inniges Freundschaftsverhältniß schien sie mit einander zu verbinden. Sie hatten sich auch gegenseitig ganz lieb und sahen sich gern, und wenn die Eine gestorben wäre, so würde die Andere dies aller Wahrscheinlichkeit nach lebhaft bedauert haben.

Beide hatten mancherlei Sorgen und glaubten nicht selten Grund zu haben, anderen, weniger bevorzugten Sterblichen gleich über ihr Schicksal zu klagen. Die Gräfin, obgleich erst sechsundzwanzig Jahre alt, war seit zwei Jahren bereits Wittwe und hielt es von Zeit zu Zeit noch für ihre Pflicht, über den Tod des verstorbenen, alten, häßlichen Grafen, dem sie ihre Stellung in der Pariser Gesellschaft und ihr großes Vermögen verdankte, in Wort und Miene zu trauern; auch hatte sie die dunkeln Kleider, die ihr sehr gut standen, erst vor wenigen Monaten abgelegt und ein volles Jahr lang in strenger Zurückgezogenheit gelebt. — Die vierundzwanzigjährige Baronin hatte manch' heißen Kampf mit dem Baron zu bestehen, wenn es sich darum handelte, diesen zu bewegen, Rechnungen des Schneiders und der Putzmacherin, die nicht selten eine phantastische Höhe erreichten, zu bezahlen. Auch kam es vor, daß ein naher Verwandter, ein Freund oder eine Freundin erkrankte oder starb, daß ein sehr bequemes Kammermädchen, an dessen Dienste man sich gewöhnt hatte, entlassen werden mußte, oder daß die alte Marquise de Drieux, die verwittwete Schwester des verstorbenen Grafen Daxat, auf mehrere Wochen zum Besuch nach Paris kam und ihr Hauptquartier bei ihrer jungen Schwägerin aufschlug, an deren Lebensweise und Lebensanschauung sie vieles zu tadeln fand und mit rücksichtslosem Freimuthe tadelte. Alles dies und manches Aehnliche war sehr unangenehm, traurig, störend, genug, um das Leben gelegentlich ein oder zwei Stunden lang zu verbittern; — aber die große, nie schlummernde Sorge der Gräfin sowohl wie der Baronin

war doch die um ihre Schönheit. Sie wußten, daß sie für die schönsten Frauen von Paris galten, und die Hauptaufgabe ihres Lebens war vorläufig noch, dieses Rufes, um den sie von allen anderen Frauen beneidet wurden, würdig zu bleiben. — Nun fand es sich aber, daß keine Frisur, kein Kleid, kein Hut, kein Schmuck der Baronin so gut stand, wie die Gesellschaft der Gräfin; und daß diese nie schöner erschien, als wenn sie sich zur Seite der Baronin zeigte. Die Beiden ergänzten sich gewissermaßen, um ein Ganzes von überraschender Schönheit zu bilden. Kaum konnte Der, der sie zum ersten Male zusammen sah, einen Ausruf des Erstaunens unterdrücken.

Die Gräfin war eine Südländerin. Sie stammte aus einer alten Patrizierfamilie. Sie war groß, von stolzer, edler Haltung. Die Form des Kopfes war von vollkommener classischer Schönheit. Sie hatte das goldig glänzende, schöne Haar, die wundervolle Hautfarbe der blonden Italienerin; ihre großen, hellbraunen Augen, um eine Schattirung dunkler als das Haar, blickten träumerisch, müde, traurig; der Mund war streng, zu ernst beinah für das junge, schöne Antlitz.

Die Baronin, kleiner, zarter und überhaupt unbedeutender als die stolze italienische Schönheit, hatte außerordentlich feine, wenn auch nicht ganz regelmäßige Züge, dunkle, lebhafte, lachende Augen, und tiefschwarzes, mattglänzendes, dichtes Haar.

Die ersten Künstler hatten um die Erlaubniß gebeten, „die schönen Freundinnen" malen zu dürfen. Diese hatten es auch einmal gestattet. Das Bild hatte ungeheures Aufsehen erregt, und ganz Paris, ja Vertreter aller Nationen

der Erde hatten dasselbe auf der Ausstellung bewundert. Die Gräfin und die Baronin durften sich mit Recht sagen, sie seien weltberühmte Schönheiten. Sie wußten es, und ein eigenthümlicher, nicht gerade angenehmer Ausdruck von Siegesgewißheit lag auf ihren Zügen.

Der Wagen, in dem die beiden schönen Frauen an jenem Novembertage die Champs Elysées hinauffuhren, war jetzt in der Mitte der belebten Promenade, an dem sogenannten „Rond-Point“ angelangt. Dort war das Gedränge so groß, daß er Halt machen mußte. — Ein Herr, der auf dem Trottoir, in der ersten Reihe der Fußgänger stand, hob den Hut leicht in die Höhe und grüßte die Baronin mit einem freundlichen, zutraulichen Lächeln. Er war ein Mann in den Vierziger-Jahren, stattlich, vornehm, mit einem ruhigen wohlwollenden Gesichte. Die Baronin dankte ebenso freundlich, wie sie gegrüßt worden war, und als sie bemerkte, daß der Wagen nicht sofort wieder in Bewegung gesetzt werde, winkte sie dem Grüßenden zu. Der Herr trat an den Wagenschlag. Die Baronin reichte ihm die Hand.

„Sie werden seltener und seltener,“ sagte sie. „Seit Wochen sind Sie nicht bei uns gewesen. Wann darf ich Sie einmal wieder erwarten?“

Der Angeredete lächelte. Es war ein angenehmes Lächeln, das ihn um zehn Jahre verjüngte.

„Ich hatte die Ehre, heute vor acht Tagen bei Ihnen zu essen,“ sagte er, „und ich war Mittwoch Abend in Ihrem Hause.“

„Sie halten genauer Rechnung von Ihren Besuchen, als

ich. Jedenfalls sind mir dieselben zu selten, denn ich finde, daß sie uns vernachlässigen. Essen Sie heute bei uns. Wir sind ganz allein."

„Ich bedauere unendlich. Ich bin nicht frei."

„Dienstag denn, wenn Ihnen dies paßt!"

„Mit großem Vergnügen."

„Auf Dienstag also!"

Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung, und der Herr, nachdem er mit freundlicher Höflichkeit gegrüßt hatte, trat auf das Trottoir zurück.

„Wer ist dieser Herr?" fragte die Gräfin, sich an die Baronin wendend.

„Mein alter Freund Harvey."

„Ein mir vollständig unbekannter Name! . . . Wie sagten Sie?"

„Harvey, Sir Richard Harvey Baronet," wiederholte die Baronin langsam und deutlich.

„Ein Freund von Ihnen? Wie kommt es, daß ich ihn niemals in Ihrem Hause gesehen habe? — Sein Gesicht ist mir nicht ganz unbekannt; aber ich bin sicher, daß Sie ihn mir nicht vorgestellt haben."

„Das ist ganz richtig. Sir Richard Harvey würde im Stande gewesen sein, mir die Freundschaft aufzusagen, wenn ich ihm eine neue Bekanntschaft verschafft hätte. Er ist ein Original, ein alter Junggeselle, ein Menschenfeind. Er hat meine Diener bestochen und besucht mich nur, wenn diese ihm an der Thür sagen, daß ich mit Edmund allein bin.

Aber er ist mein bester, zuverlässigster Freund; und er ist auch ein alter, sicherer Freund Edmunds."

„Was treibt er?"

„Allerhand Gelehrsamkeit: Philosophie, Philologie, Archäologie, ich weiß nicht genau was. Er verschont seine Freunde mit seiner Wissenschaft, die sehr groß sein soll und vor der ich, ohne sie zu kennen, die allergrößte Achtung habe. Ich halte es von Zeit zu Zeit für meine Pflicht, ihn nach seinen Arbeiten zu fragen. Dann antwortet er mir, „Das interessirt sie ja doch nicht;" und da dies die Wahrheit ist, so lassen wir das Gespräch über dieses Thema wieder fallen."

„Sie kennen ihn schon lange?"

„Sehr lange. Er kam in das Haus meiner Eltern als ich noch unverheirathet war. Ich schwärmte damals für ihn. Er weiß es. Ich habe es ihm seitdem gestanden. Er besucht uns häufig; aber er bleibt selten länger als bis zehn oder elf Uhr, d. h. bis andere Leute kommen. Er ist aus sehr guter Familie, liebenswürdig, reich, er spielt wundervoll Clavier; er würde überall, wo er sich vorstellte, gern gesehen sein; aber er behauptet, er langweilt sich in jeder großen Gesellschaft, und ich habe nun seit langen Jahren aufgegeben, ihn von seiner Misanthropie heilen zu wollen. Ich nehme ihn, wie er ist: und er ist mir lieb. Ich möchte, Sie machten seine Bekanntschaft. Ich bin sicher, daß er Ihnen gefallen würde."

„Ich fürchte, Sie irren sich. Ich liebe keine Sonderlinge. Alle, die ich gekannt habe, waren affectirte, eitle

Menschen, die sich absonderliche Eigenthümlichkeiten andichteten, um ihre Kleinheiten und Schwächen dahinter zu verbergen."

„Der Baron Harvey gehört nicht zu diesen Leuten," antwortete die Baronin mit großer Wärme; „und sie würden sich keine zehn Minuten mit ihm unterhalten, ohne sich davon zu überzeugen. Er ist vollständig unaffectirt, schlicht und einfach. Seine Liebe zur Zurückgezogenheit hat, so glaube ich, ihren Grund in einem alten Herzenskummer. Ich kenne die Geschichte nicht genau: Er war mit einem jungen Mädchen, einer Engländerin, verlobt. Sie starb oder sie wurde ihm untreu; kurz, er verheirathete sich nicht. Alles dies geschah, ehe ich ihn kennen lernte. Meine Eltern waren mit seiner Familie befreundet; aber er hat sich erst seit einigen Jahren in Paris niedergelassen, und ich wurde ihm zum ersten Male vorgestellt, als ich aus dem Kloster kam, d. h. kurze Zeit vor meiner Verlobung. Seine Traurigkeit interessirte mich damals, und ich bemühte mich, über den Grund derselben Erkundigungen einzuziehen. Aber ich konnte nichts Bestimmtes in Erfahrung bringen. Mein Vater behandelte mich, bis ich mich verheirathete, wie ein Kind und war nach meiner Verheirathung längere Zeit böse mit mir. Meine Mutter wußte selbst nur wenig von der Vergangenheit des Barons, oder wollte nicht mit mir darüber sprechen. Jetzt ist die Leidensgeschichte meines Freundes so alt geworden, daß außer ihm selbst wohl Niemand mehr daran denkt."

Die Gräfin antwortete nicht, und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Der Wagen war am Arc de Triomphe

angelangt. Die Baronin gab Befehl, nach Hause zu fahren. Die Menge hatte sich etwas verlaufen, und die Kalesche rollte nun schnell dem Platz der Concorde zu. In der Nähe derselben überholte sie Sir Richard Harvey. Er schritt langsam einher, den Kopf etwas gesenkt und dem Anschein nach vollständig unbekümmert um das, was um ihn vorging. Die Baronin bemerkte ihn nicht. Die Gräfin erkannte ihn jedoch wieder und sah sich nachlässig nach ihm um.

„Ihr Freund sieht in der That äußerst schwermüthig aus," sagte sie.

„Wer? Was?" fragte die Baronin; die bereits wieder an ganz andere Dinge dachte.

„Ihr Freund, der englische Baron."

„Wie kommen Sie darauf?"

„Wir fuhren soeben an ihm vorbei. Er ging seines Weges und sah aus, als folge er einem Leichenbegängniß."

III.

Das Programm der Baronin d'Eltang war genau ausgeführt worden: das kleine Diner von zehn Couverts hatte stattgefunden, und seit elf Uhr füllten sich die hellerleuchteten Säle des Hôtels mit zahlreichen Gästen, meist jungen Leuten, Altersgenossen von Bertha Lemercier, Anna d'Eltang und Marie von Vieuville.

An der Eingangsthür des ersten Salons, dicht hinter dem Baron und der Baronin d'Eltang, die sich dort aufgestellt hatten, um ihre Gäste zu bewillkommnen, bemerkte man

ein junges, hageres, hellblondes Mädchen, das die Eintretenden mit einem schnellen, scharfen Blick musterte, dann den Mund zu einem süßlichen Lächeln verzog und einem Jeden ein paar artige Worte sagte. — Das war Fräulein Lemercier, Anna d'Eltang's Cousine. Sie war weder hübsch noch häßlich, doch fiel sie Jedermann auf. Sie hatte ein beunruhigend aufmerksames, kluges Gesicht; helle Augen, die Alles sahen; feingeschnittene durchsichtige Ohren, die Alles hörten; einen graden Mund, der gewiß Alles verschweigen konnte, was er nicht sagen wollte. Sie hatte heut viel zu beobachten, viel zu überlegen. — Weshalb hatte man sie bei Tisch neben Sir Richard gesetzt und Anna neben den Grafen Illien? Bildete sich ihre Tante ein, daß sie sich von dem wortkargen, mürrischen Manne den Hof machen lassen wollte? — Weshalb hatte Tressan sie nicht zu Tisch geführt? Es war geradezu unpassend, daß man diesem Marie zur Nachbarin gegeben hatte. Vieuville war wüthend darüber gewesen. Er hatte während der ganzen Mahlzeit kein Wort gesprochen. Er war eifersüchtig. Das war ein Trost. — Der junge Graf Illien war ein Narr vom reinsten Wasser. Um in die grobgesponnenen Netze zu fallen, die Anna für ihn gestellt hatte, konnte er nichts Anderes sein. — Wie albern diese aussah, wenn sie das schüchterne junge Mädchen spielte! Es war sehr amüsant, die Beiden zu beobachten. — Sie warf einen Blick in den Saal: dort, gerade der Thür gegenüber, saßen die jungen Leute. Illien drehte sich verlegen den feinen röthlichblonden Schnurrbart, und Anna spielte, dem Anscheine nach noch verlegner, mit ihrem Fächer. Bertha lächelte:

„Nun so frag' sie doch, Du Narr, ob sie Dir ihre schöne Hand reichen will! Siehst Du nicht, daß sie nur darauf wartet, um Dir sanft erröthend zu gestehen, daß sie Dich unaussprechlich liebt? O die kindischen lächerlichen Narren!"— Sie wandte sich etwas mehr nach rechts. Ihr Blick verfinsterte sich plötzlich. In einer Fensternische stand die „schöne Baronin" und neben ihr, in affectirt nachlässiger Haltung, der eleganteste Cavalier im Salon, der „unwiderstehliche" Olivier Tressan. Die Beiden unterhielten sich, wie es schien, von alltäglichen Dingen, denn auf den jungen schönen Gesichtern lag derselbe Ausdruck vornehmer, müder Gleichgültigkeit. Aber Bertha's scharfe Augen sahen hinter diesen Masken andere, leidenschaftlich erregte Gesichter. — „Da stehen sie wieder beisammen, die Elenden; und sie bilden sich ein, die ganze Welt durch ihr Komödiespielen zu täuschen. Sie mögen Vieuville täuschen, bis es mir gefällt, ihm die Augen zu öffnen; aber ich, ich sehe klar. Nimm Dich in Acht, meine schöne Cousine!"

„Die Frau Gräfin Daxat," rief ein Diener in den Saal hinein.

Die Angemeldete nahm, nachdem sie Frau d'Eltang und Bertha Lemercier begrüßt hatte, den Arm des alten Barons und ließ sich von diesem in den Saal führen. Dort kam ihr Frau von Vieuville entgegen; und „die schönen Freundinnen" ließen sich neben einander nieder, um sich, wie gewöhnlich, bewundern zu lassen.

Bertha wandte sich halb nach ihnen um. — „Die alte Komödie in neuen Costümen. Wie oft habe ich sie nicht

schon spielen sehen. — Das ist recht, schöne Gräfin; blicke jetzt nach oben, damit Jedermann sehen kann, wie groß Deine Augen sind; und nun schlage den Blick nieder, um Deine langen Wimpern bewundern zu lassen. — Was kömmt nun? Zeigen wir die Hand, den Fuß oder den junonischen Nacken? Wir zeigen zunächst den Schwanenhals. Wir wenden uns langsam von rechts nach links und von links nach rechts. Vortrefflich, vortrefflich . . Und wie verhält sich die schöne Cousine dabei? Wie das Veilchen, das im Verborgenen blüht. — Sie schlägt die Augen nieder. Ihre Wimpern sind dunkler und ebenso lang wie die der Gräfin. Ha! jetzt sucht sie Tressan mit den Augen . . . Die Blicke der Beiden begegnen sich . . . O, die Elenden!"

Frau d'Eltang hatte gesagt: „Und wenn die jungen Leute nach dem Essen zum Clavier tanzen wollen, so ist das ihre Sache."

Die jungen Leute waren der Meinung, daß Tanzen eine gute Sache sei. — Hinter dem Piano erschien plötzlich ein blasser, blonder Musikant mit weißer Cravatte und sorgfältig gebürstetem, correctem, schwarzem Anzug. Er zog sich mit großer Ruhe die nicht mehr ganz neuen, weißen Handschuhe aus, warf einen vollkommen gleichgültigen Blick auf die glänzende Gesellschaft und hämmerte dann, ohne eine Miene zu verziehen, mit einem Gesichte, das während eines unterdrückten Gähnens versteinert zu sein schien, einen Tanz nach dem andern ab: Walzer, Quadrille, Polka, Mazurka, Lanciers und so fort und so fort; Alles im schärfsten Tacte.

„Ach, bitte den Baccio!"

Der Baccio!

Anna d'Eltang und der junge Graf Illien; Frau von Vieuville und Berthas Bruder, René Lemercier; Bertha und Olivier Tressan wirbelten mit einem Dutzend anderer Paare im Saale herum.

Es war zwölf Uhr.

Sir Richard näherte sich langsam der Ausgangsthür. Er war der Meinung, daß er den Anforderungen, die seine Freunde an ihn stellen durften, vollkommen gerecht geworden war. Er hatte sich während der Mahlzeit mit Bertha Lemercier und seinem Liebling, Frau von Vieuville, nach dem Essen mit den älteren Damen, dem Baron d'Eltang und seinem Schwiegersohn unterhalten. Frau von Vieuville war auf unerwartet schwachen Widerstand gestoßen, als sie ihm zugeflüstert hatte, die Gräfin Darat wünsche seine Bekanntschaft zu machen. Er hatte sich dieser vorstellen lassen und war dann volle zehn Minuten an ihrer Seite geblieben. Darauf hatte er ein paar freundliche Worte an Alexis Illien gerichtet, der ihm vor sechs Monaten, bald nach seiner Ankunft in Paris, einen Empfehlungsbrief von seinem Onkel, einem alten Freunde Sir Richards, überbracht hatte. — Nun saßen die älteren Herren und Damen am Whisttische, und die junge Gesellschaft tanzte. Sir Richard fühlte, daß er seine Schuldigkeit gethan habe und gehen durfte. Zu Hause erwartete in ein behagliches Zimmer und ein gutes Buch. Dort war er besser aufgehoben als in dem heißen Tanzsaale.

Er war in der Nähe der Thür und suchte nach der Nummer, die man ihm im Vorzimmer gegen seinen Mantel

und Stock überreicht hatte, als er von Olivier Tressan, mit dem er an jenem Abend noch nicht gesprochen hatte, begrüßt wurde.

Der junge Mann war dem vornehmen, ruhigen Engländer nicht sympathisch. Die Eigenschaften, die jenem in den Pariser Clubs eine Berühmtheit verschafft hatten, um die er von den meisten eleganten Männern beneidet wurde, hatten in Harvey's Augen keinen besonderen Werth. Tressan zog sich tadellos an, ritt kühn und gut, spielte sehr hoch, wurde von einem halben Dutzend Damen der Halbwelt offenkundig angebetet und stand in dem Rufe, auch in der vornehmen Gesellschaft schwierige Erfolge mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit errungen zu haben. — Harvey hatte mit Unruhe bemerkt, daß sich eine geheimnißvolle Intimität zwischen Tressan und Frau von Vieuville gebildet hatte. Sein Verdacht ging nicht so weit, wie der von Bertha Lemercier; auch war er in gewissen Beziehungen nicht so scharfsichtig wie diese; aber er fürchtete, daß die Ruhe, das Glück seines Lieblings durch den gewissenlosen Tressan gefährdet werden könnte, und dies genügte ihm, um ihn mit Argwohn und dem entsprechenden Uebelwollen zu behandeln.

„Entschuldigen Sie, lieber Baron," fing Tressan an, „daß ich meine Rechnung mit Ihnen noch nicht in Ordnung gebracht habe. Ich werde es in diesen Tagen thun."

„Das hat keine Eile," antwortete Harvey ruhig und kalt. Er hatte sich seit einigen Tagen im Stillen darüber gewundert, daß Tressan eine, im Verhältniß zu seinem Aufwande kleine Summe — es handelte sich um zehntausend

Franken — die er sich vor einem Monat unter einem plausiblen Vorwand von ihm geborgt, noch nicht zurückerstattet hatte; aber es war ihm bis jetzt nicht eingefallen, Tressan durch ein Wort oder einen Blick daran zu erinnern. Harvey war ein reicher Mann. Er hatte etwas in seinem Wesen, was junge Leute ermuthigte, sich an ihn zu wenden, wenn sie in Verlegenheit waren; aber die Antwort, die er seinem Schuldner nun gab, war nicht so freundlich, wie dieser erwartet haben mochte.

„Ich werde mir die Ehre geben, Sie morgen oder übermorgen aufzusuchen,“ sagte Tressan mit einem leichten Anflug übler Laune.

„Ihr Besuch wird mir jederzeit angenehm sein,“ antwortete Harvey. Dann verbeugte er sich leicht und verließ den Salon.

Im Hôtel d'Eltang wurde inzwischen fleißig fortgetanzt und erst gegen drei Uhr Morgens gab die Baronin dem vor Müdigkeit noch bleicher gewordenen Musikanten, der halb schlafend, vielfach vorbeischlagend, aber immer noch im scharfaccentuirten Tempo weiterspielte, ein stummes Zeichen, worauf dann sein stilles, gelangweiltes Gesicht ebenso plötzlich und unbemerkt hinter dem Piano verschwand, wie er vor einigen Stunden dort aufgetaucht war. — Bald darauf wurde es leer im Tanzsaale.

— „Nun,“ sagte der alte Herr d'Eltang, als es endlich mit seiner Frau und Tochter allein war, „wenn Ihr das als ein kleines Tanzvergnügen bezeichnet, so bin ich neugierig, wie lange der ‚große Ball‘ dauern wird.“

— „Wie hast Du Dich amüsirt?“ fragte die Baronin, sich an ihre Tochter wendend.

— „Vorzüglich, liebe Mutter.“

— „Du hast viel mit dem Grafen Illien getanzt. Er macht mir den Eindruck eines recht liebenswürdigen jungen Mannes.“

Anna antwortete darauf nicht; der alte Herr d'Eltang verzog sein welkes Gesicht zu einem höhnischen Lächeln.

— „Alle polnischen Grafen, die ich in meinem Leben gekannt habe — und ihre Zahl ist Legion — waren liebenswürdige Männer.“

— „Der Graf Illien ist nicht Pole, sondern Russe“ — antwortete die Baronin. „Komm, Anna, wir wollen zu Bette gehen. Der Papa ist müde und übler Laune.“

In dem Coupé, in dem Herr und Frau Vieuville ihrer Wohnung zurollten, wurde kein Wort gesprochen. Die Baronin, in ein großes weißes Tuch eingehüllt, hatte sich in eine Ecke gedrückt und that, als ob sie schliefe; der Baron blickte aus dem Wagenfenster und schien die Laternenpfähle zu zählen, an denen er vorbeifuhr. — Bertha Lemercier hatte, kurz bevor er das Hôtel d'Eltang verließ, ein paar anscheinend harmlose Worte an ihn gerichtet, die ihn außerordentlich nachdenklich gemacht hatten.

— „Wie schön Marie heute wieder aussieht,“ hatte sie gesagt. „Ich bin ganz stolz auf meine Cousine. Sie ist vielleicht nicht von so regelmäßiger Schönheit wie die Gräfin, aber sie ist unvergleichlich angenehmer, liebenswürdiger und sie gefällt allgemein viel mehr als ihre stolze, kalte Freundin.“

Vieuville, der bei seinen Bekannten in dem Rufe stand, nicht eben geistreich zu sein und der eine gewisse Scheu vor der scharfzüngigen Bertha hatte, die sich manchmal über ihn lustig zu machen schien, sah diese verlegen an, nicht wissend, was sie mit ihren Aeußerungen über seine Frau bezweckte.

— „Wo ist Marie?" fragte er, um nur etwas zu sagen.

Bertha blickte sich im Saale um, als suche sie ihre Cousine.

„Ich sah sie vor einer Minute noch," sagte sie, „sie unterhielt sich mit ihrem Tänzer, Herrn Tressan, der beste Tänzer hier, wie Marie die beste Tänzerin der Gesellschaft ist. Es ist wahrhaft entzückend, die Beiden durch den Saal wirbeln zu sehen . . . Tressan ist auch verschwunden. Er wird mit Marie in ein anderes, kühleres Zimmer gegangen sein. Sie haben viel getanzt. Es ist hier sehr heiß."

Darauf war Bertha wieder fortgegangen. Vieuville glaubte zu verstehen, daß sie nur mit ihm von seiner Frau gesprochen habe, um ihm zu sagen, daß ihre Cousine viel mit Herrn Tressan getanzt habe und jetzt wieder mit ihm zusammen sei. — Weshalb bemerkte Bertha dies? Was sie sagte, war nicht ganz wahr; denn Vieuville wußte genau, daß Marie nur zweimal mit Herrn Tressan getanzt hatte. Aber sie hatte verschiedene Male mit dem eleganten Fant gesprochen. Weshalb wollte Bertha seine Aufmerksamkeit darauf lenken? „Sie ist eine boshafte Person," sagte er sich. Aber er fühlte sich, seit einigen Wochen bereits, nicht mehr ganz ruhig. Bertha hatte eine empfindliche Saite berührt. Sie vibrirte fort während der Fahrt vom Hôtel d'Eltang nach dem Hôtel

Vieuville; und plötzlich überraschte er sich, wie er, unvernehmlich leise zu dem Gerassel des dahinrollenden Wagens und zu dem gleichmäßigen Hufschlag der Pferde, vier Worte in regelmäßigem Tacte, immer und immer wiederholte: „Wenn sie mich täuschte . . . wenn sie mich täuschte." Als er sich Rechenschaft von dem ablegte, was er murmelte, fühlte er, wie ihm das Blut heiß und jäh zu Kopfe stieg. Er ballte die Rechte mit solcher Gewalt zusammen, daß der Handschuh, der dieselbe bedeckte, über den Knöcheln zerplatzte.

— „Mach' das Fenster zu, mich friert," sagte Marie mit einem halbunterdrückten Gähnen.

— „Wir sind zu Hause," antwortete er barsch.

— „Du bist heute wieder recht angenehmer Laune," bemerkte sie im gleichgültigsten Tone.

Der Wagen hielt. Ein Diener sprang vom Bock und riß den Kutschenschlag auf. Herr und Frau von Vieuville stiegen aus und traten in das Haus. Als sie langsam die hell erleuchtete Treppe hinaufgingen, sagte Vieuville halblaut, wie mit sich selbst sprechend:

„O, ich kann noch viel besserer Laune sein."

Sie wandte sich um, sah ihn verwundert an und antwortete:

— „Du hast lange Zeit gebraucht, um diese Antwort zu finden; unglücklicherweise verstehe ich sie nicht."

— „Desto besser für Dich. Gute Nacht! Verstehst Du mich: desto besser für Dich!"

Sie zuckte die Achseln und wiederholte: „Ich verstehe Dich nicht. Gute Nacht!"

Aber als sie sich allein in ihrem Zimmer fand, nachdem

die Kammerfrau, die ihr beim Ausziehen behülflich gewesen, sich entfernt hatte, saß sie noch lange mit bleichem, ängstlichem Gesichte vor dem Kamine; und als sie schon im Bette lag, verfolgten sie noch die zornig funkelnden Augen, mit denen Vieuville sie angeblickt, als er ihr gesagt hatte: „Verstehst Du mich! Desto besser für Dich, wenn Du mich nicht verstehst!"

IV.

In der neuen Avenue de l'Empereur, die vom Trocadero nach Passy und dem Bois de Boulogne führt, gab es im Jahre 1865 noch eine gewisse Anzahl kleiner hübscher Villen, die von geschmackvoll angelegten, gut unterhaltenen Gärten umgeben, vorzugsweise von Fremden: Russen, Engländern, Amerikanern, sowie von pensionirten höheren französischen Offizieren und Beamten bewohnt waren. Die Miether fanden dort schöne, gesunde verhältnißmäßig billige Wohnungen, die eben nur einen, von den Inhabern wenig beachteten Nachtheil hatten, nämlich den, etwas weit entfernt von dem Mittelpunkte der Stadt zu sein. — Die Avenue de l'Empereur war damals eine der ruhigsten unter den gutbewohnten Straßen von Paris.

Der Portier einer dieser kleinen Villen, die unbewohnt erschien, obschon der Garten mit besonderer Sorgfalt gepflegt war, empfing eines Morgens, in den letzten Tagen des Monats December einen Besuch, der ihn in nicht geringem Grade beunruhigte. Dieser Portier unterschied sich von den meisten seiner Amtsgenossen zunächst dadurch, daß er nicht ein ältlicher,

mürrischer Mann, sondern ein flinker, hübscher, junger Bursche, in der Mitte der Zwanziger war. Man hörte ihn des Morgens singen und pfeifen, während er sich im Garten mit irgend einer leichten Arbeit beschäftigte, und man sah ihn regelmäßig gegen elf Uhr, sehr ordentlich und hübsch angekleidet, aus dem Hause treten, dasselbe verschließen und dann verschwinden. Gewöhnlich erschien er spät Abends wieder in der Avenue; aber manchmal kehrte er bereits im Laufe des Nachmittags dorthin zurück, stellte sich in die Straße, unmittelbar vor der offenen Thür der Villa auf und blickte aufmerksam nach rechts und links, bis er einen dunklen, einfachen, von einem schnellen Traber gezogenen Wagen erkannte. Dann strengte er die scharfen Augen noch mehr an, um zu sehen, ob er in der Umgegend irgend etwas Verdächtiges bemerkte, und wenn dies nicht der Fall war, so gab er dem Kutscher ein Zeichen, worauf dieser scharf anhielt, öffnete den Wagenschlag und ließ eine dichtverschleierte Dame aussteigen, die raschen Schrittes in das Haus trat und dort verschwand. Der Wagen fuhr sogleich wieder fort.

Die Portiers der Nachbarschaft hatten die Scene verschiedene Male beobachtet und waren darüber nicht wenig intriguirt. Sie hatten ihrem jungen Collegen Visiten abgestattet und ihn eingeladen, sie wieder zu besuchen, wie dies der Anstand unter wohlsituirten Portiers erheischt; aber Franz Lecouvreur — das war sein Name und das war Alles, was man von ihm wußte — hatte ihre Neugierde nicht befriedigt, sondern durch seine erstaunliche Zurückhaltung nur noch mehr gereizt. Daß ein pflichttreuer Concierge die Geheimnisse des seinem Schutze

anvertrauten Hauses Fremden gegenüber bewahrte, war in Ordnung; aber daß er in Gesellschaft seiner Collegen dieselbe Reserve beobachten wollte, zeigte einen vollständigen Mangel an guten Conciergensitten und war unerhört. Die Portiers bildeten eine förmliche Verschwörung gegen Franz Lecouvreur, überwachten ihn und sein Haus von früh bis spät und brachten mit der Zeit Folgendes in Erfahrung:

Woher der Wagen mit der Dame kam, wußte man nicht. Er schien selten zwei Mal hintereinander denselben Weg zu wählen. Wol aber hatte man entdeckt, daß er eine kleine Stunde, nachdem die Dame ausgestiegen war, gegen vier oder fünf Uhr, bald nachdem es dunkel geworden, wieder erschien. Er hielt dann jedoch nicht vor dem verdächtigen Hause an, sondern fuhr in einer Seitenstraße, in der Nähe desselben langsam auf und ab, bis er durch einen Pfiff von Franz gerufen wurde. Dann fuhr er schnell vor, die Dame stieg ebenso geheimnißvoll, wie sie ausgestiegen war, wieder ein, und das Coupé rollte davon. An ein Folgen desselben war bei der Gangart des Pferdes nicht zu denken.

Bald nachdem die Dame gegangen, war man sicher, einen Herrn aus dem Hause treten zu sehen. Er sah sich um, wie Jemand, der sich beobachtet fürchtet, ging zu Fuß den Champs Elysées zu, bis er eine Droschke fand und ließ sich nach einem der großen Clubs auf dem Boulevard des Italiens fahren.

Es war ganz klar, daß zwei Liebende sich in der Villa Rendezvous gaben. Der Herr war jung, schlank und äußerst elegant. Er hatte ein bleiches, scharf gezeichnetes, vornehmes

Gesicht, dunkle Augen und einen feinen, schwarzen Schnurrbart. Soviel hatte man in der Dämmerung oder wenn er unter einer Laterne vorüberging, bemerken können.

Aber wer war die Dame? Eine vornehme Frau natürlich. Wer weiß: vielleicht die Kaiserin, oder die Prinzessin Mathilde oder irgend eine der berühmten Hofdamen, die den intimen Kreis der Kaiserin bildeten und über deren Sitten die fabelhaftesten Geschichten im Munde des Volkes circulirten. — Ein mit modernen Romanen gut genährter Kopf, wie der eines regulären Pariser Concierge, hält mit besonderer Vorliebe das Abenteuerlichste für das Wahrscheinlichste.

Seit einigen Tagen hatten die freiwilligen geheimen Agenten, welche die Spur von Franz Lecouvreur und seiner Herrschaft verfolgten, eine neue und wichtige Entdeckung gemacht. Der pflichtvergessene Concierge war, zur Ehre der Zunft wußte man es nun, kein wirklicher Concierge. Er war nicht mehr und nicht weniger als ein gewöhnlicher Kammerdiener, der die Eigenschaften eines Concierge usurpirte — Kammerdiener des vielgenannten Herrn Tressan, dessen Name bei allen Rennen, Taubenschießen, Hofjagden, Festen und „ersten Vorstellungen" fortwährend in den Boulevard-Zeitungen genannt wurde. — Man war Lecouvreur gefolgt; hatte ihn in ein Haus der Rue de Courcelles treten sehen, sich dort nach ihm erkundigt, und da man mit einem vernünftigen, ordentlichen Concierge hatte sprechen können, bald Alles erfahren, was man dort lernen konnte, und dagegen berichtet, was man wußte. — Franz Lecouvreur war seit sechs Jahren Kammerdiener des Herrn Tressan und war ebenso

„mauvais sujet“ wie sein Herr, der große Stücke auf ihn hielt und dem er sehr zugethan zu sein schien.

„Das ist ganz natürlich,“ hatte der berichterstattende Concierge aus der Rue de Courcelles seinem Collegen aus der Avenue de l'Empereur erklärt. „Er hat Fünfzehnhundert Franken Lohn, ohne den Wein; eine Masse Trinkgelder, zweihundert Franken Neujahrsgeschenk und die abgelegten Kleider seines Herrn. Es ist ihm gestattet, sich den Bart wachsen zu lassen und er braucht keine Livrée zu tragen. Unter solchen Umständen ist es natürlich, daß er auf seinen Herrn wie auf seinen Augapfel aufpaßt. Es würde ihm in seinem Alter schwer werden, eine ähnliche Stellung wie seine jetzige in ganz Paris zu finden.“

Der Berichterstatter hatte um Discretion gebeten und es war ihm gelobt worden, daß das professionelle Geheimniß nicht verrathen werden sollte. Darauf hatten sich die beiden Concierge unter Versicherung gegenseitiger Hochachtung getrennt. — Die bei der Frage interessirten Portiers der Avenue de l'Empereur wußten nun also, daß Herr Tressan einen „pied à terre“ in ihrer Nähe besitze, in dem er eine vornehme Dame in unregelmäßigen, ziemlich nahe gelegenen Zwischenräumen zu empfangen pflegte. Ein Theil des geheimnißvollen Schleiers war gelüftet. Man war etwas beruhigter. Man sah der Zukunft vertrauend entgegen; man durfte hoffen, bald Alles zu erfahren, was man zu wissen berechtigt war.

Lecouvreur hatte keine Ahnung davon, daß man bereits so Vieles und Richtiges über ihn und seinen Herrn in Erfahrung gebracht hatte. Es war ihm nicht entgangen, daß

seine Nachbarn den Versuch gemacht hatten, ihn auszuforschen und ihm unfreundliche Mienen zeigten, seitdem er diesem Versuche widerstanden hatte. Niemand aus der Umgegend wünschte ihm jetzt noch „guten Morgen“ und „gute Nacht“. Daraus machte er sich wenig. Die Bewohner des entlegenen Stadttheils kamen ihm wie Provinzialen vor, deren Eigenthümlichkeiten ihm eine gewisse Zerstreuung gewährten. Er hielt es für unter seiner Würde, sich über sie zu ärgern.

Eines Morgens gegen elf Uhr, als Lecouvreur, mit den Arbeiten in der Villa fertig, sich darauf vorbereitete, die Avenue de l'Empereur zu verlassen, hörte er klingeln. Er öffnete die Thür und sah einen korpulenten Herrn in den Dreißiger-Jahren, mittlerer Größe, hereintreten. Lecouvreur nahm sofort genau sein Signalement: Blondes, feines, spärliches Haar; ein bleiches, feistes, finsteres Gesicht; kleine, dunkle, stechende Augen; ein langer, spitz gedrehter Schnurrbart. Anzug, vom glänzend gebürsteten Hut bis zu den blank gewichsten englischen Schuhen, von tadelloser Eleganz. — „Ein vornehmer Mann, der nicht mit sich spaßen läßt,“ sagte sich Lecouvreur. „Was hat der bei uns zu suchen?“

„Ist diese Villa zu vermiethen?“ fragte der Fremde.

„Nein, mein Herr,“ antwortete Lecouvreur schnell beruhigt.

„Wer bewohnt sie?“

„Sie ist nicht zu vermiethen.“

„Das sagten Sie mir bereits, und ich fragte Sie darauf, von wem sie bewohnt sei.“

„Ich habe darüber keine Auskunft zu geben,“ antwortete

der Diener mürrisch. „Ich bin hier Concierge, um Besuche und Briefe für meine abwesende Herrschaft zu empfangen."

„Ich kenne Ihren Herrn."

„Dann ist es unnöthig, Ihnen zu sagen, wer er ist."

„Ihr Herr wohnt in der Rue de Courcelles und heißt Herr Olivier Tressan."

Lecouvreur war betroffen und schwieg. Es konnte nichts nützen, die Wahrheit zu leugnen; aber er wollte vermeiden, seinen Herrn durch ein Wort zu compromittiren.

„Sie sehen wie ein vernünftiger junger Mensch aus," fuhr der Fremde gelassen fort. „Wollen Sie eine hübsche Summe Geldes verdienen?"

„Hm," meinte Lecouvreur und sah den Versucher mißtrauisch an.

Dieser zog ein kleines ledernes Portefeuille aus der Tasche, auf dem Lecouvreur's schnelles Auge eine silberne Baronenkrone entdeckte, und legte einen Fünfhundert-Frankenschein auf den Tisch.

„Das ist das Angeld," sagte er, den Diener scharf fixirend. „Sie sehen, ich bin im Ernste. — Wollen Sie eine hübsche Summe Geldes verdienen?"

Lecouvreur hatte im Dienste seines Herrn, dessen Existenz an Abenteuern aller Art reich war, viel erfahren und gelernt.

„Was verlangt der Herr von mir?" fragte er die Blicke zu Boden schlagend.

„Nicht viel," antwortete der Fremde. „Erstens, daß Sie mit Niemand von meiner Visite sprechen; zweitens, daß Sie mir sagen, wann Sie den nächsten Besuch ihres Herrn

erwarten; drittens, daß Sie mir einen Platz anweisen, wo ich die Dame, die an dem Tage ebenfalls kommen wird, sehen kann."

„Was der Herr von mir verlangt, würde mich um den besten Platz bringen, den ich je gehabt habe und je wieder bekommen kann."

„Sie sollen dafür reichlich entschädigt werden."

Lecouvreur schien zu überlegen.

„An dem Tage, wo Sie es mir möglich machen, Herrn Tressan und die Dame hier zusammen zu treffen, zahle ich Ihnen zweitausend Franken."

„Ich würde gern zweitausend Franken verdienen," sagte Lecouvreur wie mit sich selbst sprechend. „Ich bin ein Diener, der für Geld arbeitet . . . Zweitausend Franken ist eine große Summe. Ich würde sie gern verdienen."

„Das kann mit Leichtigkeit geschehen. Aber merken Sie sich Eins, Herr . . . Wie heißen Sie?"

„Franz Lecouvreur."

„Merken Sie sich Eins, Herr Franz Lecouvreur. Wenn Sie mich hintergehen sollten, so würde ich das sicherlich erfahren; und sollte ich es erfahren, so würde es Ihnen schlecht gehen. Ich lasse nicht mit mir spaßen!"

Das hatte sich Herr Franz Lecouvreur bereits gesagt.

„Verstehen Sie mich, Herr Franz?"

„Vollkommen!"

„Das freut mich. Also wann erwarten Sie Ihren Herrn?"

„Er läßt mir immer des Morgens sagen, wann er kommen wird. Ich bin bis jetzt ohne Nachricht von ihm. Er wird heute nicht kommen."

„So werde ich morgen um dieselbe Stunde wieder hier sein, um zu erfahren, ob Sie mir etwas Neues mitzutheilen haben. Auf Wiedersehen."

Der Fremde entfernte sich. Lecouvreur sah ihm sinnend nach, steckte den Fünfhundert-Frankenschein in die Tasche, und machte sich langsam auf den Weg nach der Rue de Courcelles. Er war fest entschlossen, seinen Herrn nicht zu verrathen. Er war nicht für ein paar tausend Franken käuflich. Ja, wenn der Fremde von zwanzigtausend Franken gesprochen hätte, so wäre die Angelegenheit vielleicht zu überlegen gewesen. Wie die Sachen standen, wollte er sich als treuer, zuverlässiger Diener bewähren. Er rechnete dafür auf eine gute Belohnung von seinem Herrn. Aber er war beunruhigt, obgleich er unerwartet gute Aussichten hatte, in kurzer Zeit viel Geld zu verdienen. Der Fremde sah in der That nicht aus, als ob er mit sich spaßen lasse. Wer mochte er sein? — Er hatte einen militärischen Anstand. Er war vielleicht ein junger General, ein Freund des Kaisers, oder des allmächtigen Vice-Kaisers, oder des Polizeipräfecten. — Lecouvreur wünschte nicht, sich mit ihm zu verfeinden. „Er ist jedenfalls der Gemahl der Dame, die wir in der Avenue de l'Empereur empfangen," sagte er sich. Er kannte diese Dame nicht. Er hatte ihr Gesicht nie gesehen. Sie war immer, dicht verschleiert, schnell an ihm vorübergegangen und er hatte sich keine Mühe gegeben, ihre Züge zu unterscheiden. Herr Tressan hatte ihm gesagt: „Franz, Sie dürfen die Damen, die ich in der Avenue de l'Empereur empfange, nicht erkennen. Wenn Sie zufälligerweise Eine von ihnen erkennen

sollten, so müßte ich mich zu meinem Bedauern von Ihnen trennen."

Während Lecouvreur über Alles dies nachsinnend dahinging, begab sich der fremde Herr schnellen Schrittes nach dem Hôtel Vieuville. Er war mit seinem Tagewerk sehr zufrieden, und der zornige, finstere Ausdruck auf seinem Gesichte machte verschiedene Male einem bittern Lächeln Platz. Er glaubte, dem Ziele jetzt nahe zu sein, das er seit drei Wochen mit zäher Ausdauer, mit Aufwand aller seiner geistigen Kräfte verfolgte. Er war stolz auf das, was er gethan hatte, auf das, was er zu thun beabsichtigte. Er war geneigt, sich für einen sehr feinen Kopf zu halten. Er hatte Niemand um Rath gefragt. Er hatte allein, nach seinem eigenen Gutdünken gehandelt. — Lecouvreur war der zweite Concierge, den er im Verlauf weniger Tage für sich gewonnen zu haben glaubte. Der Portier in der Rue de Courcelles hatte sich bewährt. Er hatte, nachdem er einige Goldstücke empfangen, berichtet, daß Herr Tressan nie eine Dame in der Rue de Courcelles empfange, sondern zu dem Zwecke eine andere Wohnung in der Avenue de l'Empereur besitze. — Das war der Wahrheit gemäß. Vieuville durfte annehmen, daß der reichlich bezahlte Portier der Villa ebenfalls gute Dienste leisten werde. „Und dann? . . Und dann?" fragte er sich. Er knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste. Er glaubte Tressan bereits in den Händen zu halten. Er ging nach dem Frühstück in die Schießallee von Gastine Renette und probirte dort, mit großem Erfolg, eine kleine Taschenpistole, die er noch aus seiner Junggesellenzeit her besaß,

und die jahrelang unbenutzt auf der Commode seines Schlafzimmers gelegen hatte. Vor dem Essen begab er sich darauf in den Fechtsaal, wo er von dem Lehrer als ein alter, geehrter Gast mit großer Freude begrüßt wurde.

„Sie haben sich lange nicht bei uns sehen lassen, Herr Baron," sagte der Fechtmeister. „Sie werden etwas aus der Uebung sein. Lassen Sie sehen: En garde ... Nun es geht noch. Das Auge ist gut. Die Hand etwas schwerer geworden, als früher; aber sie wird bald wieder geschmeidig werden. Wie schade, Herr Baron, daß Sie so häufig und so lange pausiren. Bei Ihren Anlagen sollten Sie eine der besten Klingen von Paris sein ... Das war sehr hübsch parirt und ripostirt ... Bravo! Bravo! ... Oh, Sie sind ein gefährlicher Gegner, Herr Baron ... Jemand, der Ihr Spiel nicht so genau kennt, wie ich, würde diesen Stoß nicht parirt haben! Sie wollen sich auf diese Attaque besonders einüben? ... Sehr wohl ... Gut ... vorzüglich ... Ruhen Sie sich etwas aus ... Sie sind außer Athem ... Ich stehe sofort wieder zu Diensten; ich habe nur zwei Worte mit dem Grafen Illien zu wechseln."

Der junge Russe war vor wenigen Minuten in den Fechtsaal getreten und begrüßte den Baron Vieuville mit einer etwas zurückhaltenden Höflichkeit. Die Beiden waren nur oberflächlich mit einander bekannt geworden und fühlten sich nicht besonders zu einander hingezogen. Illien, der die d'Eltang in Biarritz kennen gelernt und sich schnell mit der Baronin und Anna befreundet hatte, war, seitdem er sich in Paris aufhielt, beinahe fortwährend in Gesellschaft zweier junger Männer,

die dem Baron Vieuville nicht sympathisch waren, der Herren Tressan und Lemercier. Diese hatten ihn in ihre Clubs eingeführt, zeigten sich mit ihm im Theater und im Bois de Boulogne und schienen bereit, wie sie geeignet waren, ihn in alle Geheimnisse des Lebens von Paris einzuweihen. Der Graf Alexis Illien war ein Cavalier, der ihnen Ehre machte. Er hatte ein feines, edles Gesicht; er war groß, schlank und bewegte sich mit dem Anstand eines vornehmen Mannes. Man wußte bereits, daß er ein verwegener Reiter sei, sich im Fechtsaal auszeichne, und die ganze Nacht am grünen Tische sitzen könne, ohne Ermüdung oder üble Laune zu zeigen. Außerdem munkelte man, daß er einen steinreichen, alten Onkel besitze, dessen natürlicher und einziger Erbe er sei. Alles das waren Eigenschaften, die von Herrn Tressan, Lemercier und deren Freunden in vollstem Maße gewürdigt wurden. — Auch bei den Frauen hatte der junge Russe Glück. Sie bewunderten sein üppiges, blondes Haar, seine helle, nordische Gesichtsfarbe, seine „charmante" Schüchternheit. Er erröthete noch wie ein junges Mädchen, wenn ihm eine schöne Frau in die Augen blickte. Man sah voraus, daß dies nicht lange dauern, daß Tressan es ihm bald abgewöhnen würde. Er hatte sich in den letzten Wochen schon merklich verändert. Er sah nicht mehr so frisch, so lebenslustig aus, wie zu Anfang des Winters. Dies fiel sogar Vieuville auf, der sich sicherlich nicht rühmen durfte, ein scharfer Beobachter zu sein, und er erzählte es am Abend seiner Schwiegermutter, als er dieser auf dem Wege, seine Frau in eine Soiree zu führen, einen kurzen Besuch machte. — Anna seufzte leise,

als sie dies hörte. Die Besuche des Grafen Alexis waren seit einiger Zeit immer seltener und kürzer geworden und sie fühlte sich darüber sehr unglücklich.

V.

Illien war nur kurze Zeit im Fechtsaal geblieben, hatte, gegen seine Gewohnheit, allein gegessen und irrte nun, trotz des unfreundlichen Wetters, seit einer Stunde bereits in den verödeten Champs Elysées umher. Das Herz war ihm schwer. Er war mit sich und der Welt unzufrieden. Er fühlte sich sehr elend.

In Rußland hatte er vom Leben nicht viel mehr kennen gelernt, als was er in den Büchern, die man ihm zu lesen gestattet, gefunden hatte. Während seines Aufenthalts in Frankreich hatte er von der ihm plötzlich eingeräumten Freiheit anfänglich einen sehr bescheidenen Gebrauch gemacht. Es war seine Absicht gewesen, „mit Nutzen" zu reisen und er hatte zunächst alle Museen, Monumente, Bibliotheken, die er auf seinen Wegen antraf, mit großem Eifer besucht und mit freudigem Erstaunen bewundert. In Biarritz, wo er den heißen Theil des Sommers verlebt hatte, war er durch Vermittelung einer russischen Dame, der alten Fürstin O., mit der Familie d'Eltang in Verbindung getreten. Anna war ihm sehr liebenswürdig erschienen und er hatte nichts Eiligeres zu thun gehabt, als sich in das junge hübsche Mädchen zu verlieben. Er hatte sich jedoch klar gemacht, daß es seinem Onkel, der gleichzeitig sein Vormund und

gewissermaßen sein Adoptivvater war, mißfallen könne, wenn er ihm, bald nachdem er ihn verlassen hatte, die Anzeige mache, daß er sich mit einer Fremden verheirathen wolle. Er wußte, daß der alte Graf Woikoff die Franzosen nicht gerade wohlwollend beurtheilte. Alexis hatte ihm deßhalb nur geschrieben, er habe durch die Fürstin O. die Bekanntschaft einer vornehmen französischen Familie gemacht, die ihn sehr freundlich aufgenommen habe und in der er sich um so schneller heimisch zu fühlen hoffe, als er in Erfahrung gebracht habe, daß Sir Richard Harvey ein langjähriger intimer Freund dieser Familie sei. — Sein Plan war nun, den Onkel, der ihm versprochen hatte, zu Anfang des neuen Jahres nach Paris zu kommen, bei den d'Eltangs vorzustellen. Der gute alte Herr konnte dann nicht verfehlen, so meinte der Verliebte, Anna in sein Herz zu schließen. Dann wollte Alexis ihn um die Erlaubniß bitten, sich um die junge Französin bewerben zu dürfen. Dies war, nach seiner Bücher-erfahrung, der richtige Weg, den junge, vornehme Leute, die sich zu verheirathen beabsichtigen, einzuschlagen haben. Einstweilen wollte er sich des Herzens des jungen Mädchens so viel wie möglich versichern, ohne jedoch einen entscheidenden Schritt zu thun.

Illien hatte das Programm bis vor wenigen Wochen getreulich ausgeführt; aber dann hatte seine schnell wachsende Intimität mit Tressan und Lemercier dasselbe ganz plötzlich beseitigt. Alexis hatte sich zunächst, gewissermaßen aus Neu-gierde, „amüsirt“. Wie viele junge Leute glaubte er, eine ernste Pflicht zu erfüllen, indem er das heitere Leben aus

eigener Anschauung kennen lernte. Er wähnte sich sehr weise, über alle Versuchungen — von denen noch keine an ihn herangetreten war — erhaben. Nach wenigen Tagen hatte er, wie dies vorauszusehen war, aufrichtiges Vergnügen am Vergnügen gefunden. Seine guten Vorsätze waren darüber vergessen worden, und seine junge Philosophie hatte an den ersten Klippen, auf die sie stieß, Schiffbruch erlitten. Alexis lebte seit einigen Wochen wie im Taumel und war förmlich berauscht. Die Umwandlung in seinem Wesen war jedoch zu schnell vor sich gegangen, um nicht, zu Anfang wenigstens, von heftigen Reactionen gefolgt zu sein.

Als der junge Russe an jenem Decemberabend die Champs Elysées auf- und ablief, und sich die naßkalte Winterluft in das heiße Gesicht wehen ließ, war sein Zustand wohl mit dem eines Mannes zu vergleichen, der am Morgen nach einem wüsten Trinkgelage mit heftigen Kopfschmerzen zur Besinnung kommt und die Cumpane und den Wein verwünscht, die ihn am vorhergehenden Abend trunken gemacht haben. Es kam Illien vor, als habe er in vier Wochen bedeutend gealtert, als sei er nun ein lebenserfahrener, lebensmüder Mann. Er konnte mit einer Art von Rührung, die seinem Selbstgefühle schmeichelte, an den Alexis denken, der vor wenigen Monaten, unerfahren und rein, nach Frankreich gekommen war. Er hielt sich nun für einen blasirten Lebemann, für einen, der „den schäumenden Becher der Lust“ bis auf die Hefe geleert hatte.

Nun war es der Freude genug! Der Ernst des Lebens trat an ihn heran. — Er war ein fertiger Mann. Er

wollte wie ein solcher handeln. Sein Onkel mußte in vierzehn Tagen in Paris sein. Er wollte diesem sagen können: „Ich habe mit der Jugend unwiderruflich abgeschlossen. Hier siehst Du einen frühreifen, vor den Jahren gealterten Mann vor Dir. Wir wollen jetzt gemeinschaftlich wirken und schaffen.“

Aber ehe dies geschehen, ehe er den Onkel durch seine Mannesreife überraschen konnte, mußten noch einige Formalitäten erfüllt, einige Jugendsünden getilgt werden. Illien hatte erst seit zwölf Stunden den Vorsatz gefaßt, mit der Vergangenheit zu brechen. Er konnte sie leider nicht sofort abschließen. Er hatte seit acht Tagen mit fortdauerndem Unglück gespielt, und nicht nur Alles verloren, was er an baarem Gelde besessen und womit er unter gewöhnlichen Verhältnissen noch reichlich mehrere Monate hätte leben können, sondern er schuldete einen Betrag, der ihm, der niemals Schulden gehabt, niemals Geldsorgen gekannt, sehr bedeutend erschien — nämlich zehntausend Franken. Er hatte diese Summe gestern im Club verloren und Tressan, der an jenem Abend unter den Gewinnenden gewesen, war sein Gläubiger. Illien wußte aus Romanen, die er gelesen hatte, sehr genau, daß Spielschulden innerhalb vierundzwanzig Stunden bezahlt werden müssen; Tressan hatte ihm ausdrücklich gesagt, er brauche das Geld nicht sofort, aber Illien fühlte, daß ihm zwar mit dieser Aeußerung doch nur ein paar Tage Frist gegeben wären. — Wie sollte er das Geld so schnell herbeischaffen? Dem guten Onkel schreiben, ihm einen großen Kummer bereiten? Dazu fehlte Alexis der

Muth. Uebrigens war nicht einmal Zeit dazu. Graf Woikoff befand sich auf seinen Gütern. Ein Brief brauchte sechs Tage, um ihn zu erreichen. Und doch mußte das Geld unbedingt gefunden werden. — Alexis kannte nicht einen einzigen Wucherer auch nur dem Namen nach. Er schämte sich, Tressan oder Bertha's Bruder, Lemercier, zu bitten, ihn bei einem dieser gefälligen Herren einzuführen. Was würden jene, seine Freunde, von ihm gedacht haben, wenn er ein solches Anliegen an sie gestellt hätte? Er hatte Tressan bedeutende Summen mit der größten Gleichgültigkeit verlieren und bezahlen, gewinnen und eincassiren sehen. Zehntausend Franken schienen eine Bagatelle für ihn. Alexis durfte nicht wagen, einzugestehen, daß er deswegen in Verlegenheit sei.

Wo konnte er Hülfe suchen? Schon verschiedene Male hatte er, als Antwort auf diese Frage, an einen freundlichen, älteren Herrn gedacht, der ihm, als er sich ihm zum ersten Male vorstellte, gesagt hatte: „Ihr Onkel ist ein Freund von mir. Sie sind mir von ihm empfohlen. Wenn ich Ihnen mit Rath und That beistehen kann, so dürfen Sie über mich verfügen." War es nicht am einfachsten von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen? Ja, er wollte Sir Richard Harvey aufsuchen. Es blieb ihm kein anderer Ausweg übrig.

Illien war am Platz der Concorde angelangt, als er diesen Entschluß gefaßt hatte. Er überschritt die Brücke, die dort die beiden Seine-Ufer verbindet, und begab sich nach der Rue de l'Université, wo Sir Richard in einem alten Hause seit einer Reihe von Jahren seine Residenz aufgeschlagen hatte.

Der Baronet war zu Hause. Der junge Russe stieg mit heftigem Herzklopfen die breite steinerne Treppe hinauf, blieb eine halbe Minute rathlos vor der Stubenthüre stehen, faßte dann endlich Muth und klingelte laut. — Die Thür wurde schnell geöffnet, und der alte stille Diener, der den Grafen Illien als einen Freund des Hauses kannte, führte den Eintretenden in das Arbeitszimmer seines Herrn.

Wie ruhig und heimisch es dort aussah! Ja, in einem solchen Zimmer konnte man ein Leben führen, wie Graf Illien es nun in Zukunft führen wollte. — Aber daran durfte er vorläufig nicht denken. Er mußte zunächst mit der traurigen Vergangenheit abschließen.

Sir Richard saß in einem behaglichen Hausanzug am Kamin und schien gelesen zu haben. Auf einem kleinen Tisch, der neben ihm stand, lagen Bücher und Zeitungen. Er erhob sich, ging dem späten Gaste mit einem wohlwollenden Lächeln entgegen und nöthigte ihn, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

Illien war in großer Verlegenheit. Er wußte nicht, wie er seine Rede beginnen sollte. Sir Richard bemerkte dies sofort und hatte auch in seinem Geiste nicht lange Zweifel darüber, welcher Art das Anliegen sein werde, das sein Schützling an ihn zu stellen beabsichtigte. Wenn junge Leute einen ältern Freund zu einer ungewöhnlichen Stunde unerwartet besuchen, so kann man immer dreist zehn gegen eins wetten, daß sie in Geldverlegenheit sind. — Sir Richard wollte dem Grafen ein unangenehmes Geständniß erleichtern und sagte ihm deshalb nach wenigen Minuten: „Nicht wahr, Alexis, Sie gebrauchen Geld?“

Illien wurde roth bis an die Stirn, blickte zu Boden und nickte mit dem Kopfe.

„Wieviel gebrauchen Sie?“ fragte Sir Richard freundlich aufmunternd. Illien hatte nicht den Muth, eine directe Antwort zu geben. Er wollte erklären, auf welche Weise er in Verlegenheit gerathen sei; er wollte auch die Versicherung geben, daß er in Zukunft nie wieder etwas thun werde, um in eine ähnliche Lage zu gerathen. Aber seine Rede war nicht fließend. Er stotterte und stammelte, wiederholte ein halbes Dutzend Mal dieselben Phrasen und fühlte mit großem Unbehagen, daß die ruhigen Augen Sir Richard's unverwandt auf ihn gerichtet waren. Er hatte eigentlich noch gar nichts gesagt, als Sir Richard ihn bereits wieder unterbrach:

„Geben Sie sich keine Mühe, lieber Alexis,“ sagte der Baronet ernst, aber freundlich, „mir ein unnützes Geständniß zu machen. Ich glaube zu wissen, um was es sich handelt Sie haben gespielt und haben verloren. Wieviel gebrauchen Sie, um Ihre ganze Schuld zu decken?“

„Es ist eine große Summe. Ich hatte verschiedene Bons gezeichnet und habe mir erst am Ende der Soirée Rechenschaft von der Größe meines Verlustes abgelegt. Es ist eine Lehre für mich, die mir für das ganze Leben dienen soll . . .“

„Wieviel schulden Sie, lieber Alexis?“

Eine Pause. Ein Seufzer. Dann mit leiser Stimme: „Zehntausend Franken.“

„Das ist in der That eine große Summe für einen jungen Menschen, der noch nichts verdient.“

Sir Richard war aufgestanden, hatte eine Schublade in seinem Schreibtisch geöffnet, dort längere Zeit gesucht und kam nun mit einem Paquet Banknoten in der Hand an den Kamin zurück.

„Hier ist das Geld," sagte er. „Es thut mir leid, Ihnen bemerken zu müssen, daß es mir nicht Freude macht, Sie in der Lage zu sehen, einen solchen Dienst von mir anzunehmen. Aber Sie haben recht gethan, zu mir zu kommen."

Illien war in die Höhe gesprungen. „Sir Richard," sagte er mit bewegter Stimme, „ich danke Ihnen. Ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort . . ."

„Nein, geben Sie mir Ihr Ehrenwort nicht," unterbrach der Baron wieder. „Es genügt mir, zu sehen, daß Sie die Vergangenheit bereuen und die Absicht haben, ein neues, würdigeres Leben zu beginnen."

„Die Absicht habe ich in der That. Auf mein heiliges . ."

Er stockte, als er Sir Richard lächeln sah, und fuhr ruhiger fort:

„Ich wünschte Sir Richard, daß Sie mir Gelegenheit geben wollten, Ihnen zu beweisen. wie ernst ich es meine. — Sie haben das Recht, mir gegenüber mißtrauisch zu sein, aber ich hoffe, daß es mir gelingen wird, Ihre gute Meinung wieder zu gewinnen. — Ehe ich Sie sah, hatte ich bereits den festen Vorsatz gefaßt, meine bisherige Lebensweise zu ändern. Dank Ihrer Freundlichkeit bin ich in der Lage diesen Entschluß nun sofort auszuführen. — Ich gehe von hier in den Club. Dort bin ich sicher, im Laufe des Abends meinen Gläubiger zu treffen, und nachdem ich ihn bezahlt, sage ich

ihm und seinen Freunden Lebewohl. Ich werde in Zukunft meine Zeit nützlicher verwenden, als ich dies während der letzten Wochen gethan. Gestatten Sie mir, Sie manchmal zu besuchen. Mein Onkel wird in vierzehn Tagen oder drei Wochen hier ankommen. Ich möchte, daß der Eindruck, den ich heute auf Sie gemacht haben muß, dann bereits vollständig verwischt wäre.

Der Ton, in dem dies gesagt wurde, zeigte so aufrichtige Reue, der Sprecher blickte Sir Richard dabei so gerade und treuherzig an, daß dieser, der immer gern das Beste von den Menschen glaubte, Mitleiden mit seinem jungen Freunde fühlte und den Wunsch hegte, ihm beizustehen, die neuen, guten Vorsätze auszuführen. Er ermunterte Illien deshalb, ihn zu besuchen, und rieth ihm an, häufiger zu den d'Eltangs zu gehen, wo er sich mit liebenswürdigen jungen Frauen und Mädchen unterhalten könne; endlich sagte er ihm, daß er ihn gern bei den wenigen Bekannten, die er von Zeit zu Zeit sehe, einführen werde.

„Kommen Sie morgen zu der Baronin Vieuville," schloß er. „Ich werde Sie dort anmelden. Sie sind ihr vorgestellt und sie wird sich freuen, Sie zu sehen. Sie hat mir bereits verschiedene Male von Ihnen in wohlwollender Weise gesprochen. Sie ist eine schöne, herzensgute und kluge Frau. — Kennen Sie ihre Freundin, die Gräfin Daxat?"

„Ich habe die Ehre gehabt, ihr vorgestellt zu werden; ich habe eine Karte bei ihr abgegeben, aber ich habe sie noch nicht in ihrem Hause gesprochen."

„Ich werde sie morgen oder übermorgen sehen," fuhr

Sir Richard fort, „und um die Erlaubniß bitten, Sie eines Abends zu ihr zu führen. Sie werden an der guten Gesellschaft Geschmack finden, ich zweifle nicht daran, und den Club und den Spieltisch bald nur noch wenig vermissen.“

Illien drückte dem Baronet noch einmal tief gerührt die Hand, versprach, am nächsten Abend um halb neun Uhr zur Baronin Vieuville zu kommen und entfernte sich dann voll der besten Vorsätze. — Er ging direct nach dem Club, um seine Rechnung mit Tressan zu ordnen.

Der grüne Tisch war noch leer. Die Spieler versammelten sich dort selten vor Mitternacht, und es war erst elf Uhr. Illien begab sich deshalb in das Lesezimmer um zu warten. Die erste Person, die er dort erblickte, war Tressan. Er saß vor einem Schreibtisch mit einer Feder in der Hand und einem weißen Bogen Papier vor sich und schien dermaßen mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er Illien's Eintreten gar nicht bemerkte. Dieser wünschte ihm guten Abend. Tressan blickte zerstreut auf und antwortete kurz: „Guten Abend“. Aber der junge Russe ließ sich dadurch nicht abweisen; er wollte das Geld, das er in der Tasche hatte, los werden.

„Hier ist meine Schuld von gestern Abend,“ sagte er, Tressan das soeben erhaltene Packet Banknoten überreichend; „vielen Dank.“

„Welche Schuld?“

„Nun, die zehntausend Franken!“

„Ach ja, richtig; die Sache hatte keine Eile. Danke.“ Tressan steckte das Geld in die Tasche und ergriff gleich

darauf wieder die Feder mit einer Bewegung, die so deutlich wie Worte sagte: „Ich habe zu thun und wünsche, nicht gestört zu sein.“

Illien war etwas verwundert über dies Benehmen. Er hatte erwartet, daß Tressan ihm freundschaftliche Vorwürfe darüber machen werde, daß er ihn wie einen Fremden behandle. Er hatte im Geist eine Antwort fertig gemacht, die versichern sollte, daß er, Illien, keine Karte mehr anrühren werde und deshalb Eile habe, seine Spielschuld zu bezahlen. Es war nicht möglich von dieser Phrase augenblicklich Gebrauch zu machen. Tressan ignorirte die Gegenwart seines jungen Freundes, den er bis dahin mit so zu vorkommender Höflichkeit behandelt hatte, vollständig.

Illien setzte sich etwas piquirt an einen andern Tisch und nahm eine Zeitung. Nach einigen Minuten trat ein Diener in das Zimmer und überreichte Tressan ein kleines Billet. Er riß es auf, nahm in einer Viertel-Minute von dessen Inhalt Kenntniß, griff nach seinem Hute und eilte, ohne Alexis eines Blickes gewürdigt zu haben, aus dem Zimmer.

Alexis hatte sich von seinem Erstaunen über dies Benehmen kaum beruhigt, als Lemercier ihn begrüßte.

„Haben Sie Tressan gesehen?“ fragte er.

„Er war soeben hier. Er schien den Kopf voll zu haben. Er sagte mir kaum guten Tag und ging fort, ohne mir Adieu zu sagen.“

„Er hatte mir ein Rendezvous gegeben,“ sagte Lemercier. „Wir wollen zusammen essen und dann eine Visite machen. Er ist nicht gekommen und hat sich auch nicht entschuldigen

lassen. Ich werde ihn in ein paar Stunden hier sehen; ich werde im Spielzimmer auf ihn warten. — Wir finden uns dort wol auch wieder. Auf Wiedersehen!"

Illien begab sich bald darauf nach Hause und schrieb einen langen Brief an seinen Onkel. Dann ging er zu Bett, ebenso zufrieden mit sich und der Welt, wie er vor wenigen Stunden damit unzufrieden gewesen war.

Tressan hatte vor dem Club einen Wagen genommen und sich nach dem Boulevard Haußmann fahren lassen. Dort stieg er vor einem großen, neuen Hause aus, ging, ohne nach Jemand zu fragen, an der Portierloge vorüber und klingelte, als er im ersten Stockwerk angelangt war. Ein Diener in schwarzem Frack und weißer Cravatte öffnete ihm.

„Ist Frau Alzati zu Hause? Ist sie allein?"

„Frau Alzati erwartet Herrn Tressan."

Der Diener schritt voraus, öffnete eine Thür und Tressan trat in einen kleinen, matt erleuchteten Salon. Er hatte seinen Ueberrock nicht abgelegt und den Hut auf dem Kopf behalten. Diesen stellte er nun auf einen Stuhl und warf sich in einen niedrigen Sessel, der vor dem Kamine stand.

Der Salon war mit großer, fast schwerfälliger Pracht, mit Ausschließung alles Auffallenden und mit Vorliebe für dunkle, ruhige Farben ausgestattet. Schwere, seidene Vorhänge hingen an den Fenstern und Thüren. Ein kostbarer Teppich bedeckte den Fußboden. Die Wände waren mit alten, gut erhaltenen Gobelins überzogen. Die Uhr auf dem Kamin, die ciselirten Candelaber, der kleine Kronleuchter, jeder Stuhl, Sessel oder Tisch trugen den unverkennbaren Stempel, den

die ersten und berühmtesten pariser Werkstätten ihren Productionen aufdrücken. Eine schwere, heiße Luft herrschte in dem kleinen Zimmer.

Nach einer Minute öffnete sich eine Seitenthür; eine kleine, schneeweiße Hand schob den Vorhang, der dieselbe verdeckte, zurück und eine Frau trat langsam und geräuschlos herein. Es war eine wunderbare, überraschende Erscheinung. Sie näherte sich Tressan und blieb eine Weile, ohne zu sprechen, vor ihm stehen.

Die Frau war groß. Sie hatte ein weißes, weiches Gesicht, das von üppigem röthlich-blondem Haar eingerahmt war und aus dem die braunen, heißen, tiefen Augen erstaunlich schön hervorleuchteten. Sie trug ein Hausgewand aus bräunlich-rothem Sammt, das vom Hals, wo es durch eine kostbare Nadel zusammengehalten war, schwer und gerade, ohne eine Falte, auf die Zehen herabfiel und die hohe üppige Gestalt noch bedeutender erscheinen ließ. Aus den dunklen, weiten Aermeln glänzten die runden, weißen, nackten Arme wie Marmor hervor.

„Was verschafft mir die Ehre dieses formellen Besuches?“ fragte sie. Es war eine volle, weiche Stimme, die mit der ganzen Erscheinung und mit der Umgebung in vollem Einklang war. „Wozu war es nöthig, mir zu schreiben?“

„Blanche,“ sagte Tressan, ohne die an ihn gerichtete Frage zu beantworten, Sie können mir einen großen Dienst leisten.“

Ein Ausdruck der Freude flog schnell über das weiße Gesicht, das gleich darauf wieder ruhig und undurchdringlich wurde: „Was willst Du haben?“ fragte sie.

„Du kannst beruhigt sein,“ entgegnete Tressan bitter lächelnd, „soweit ist es noch nicht mit mir gekommen, wie Du zu denken scheinst: ich verlange kein Geld von Dir.“

Sie zuckte die Achsel. „Wer denkt daran?“ sagte sie kleinlaut.

„Du dachtest daran,“ antwortete er. „Kenne ich Dein Gesicht nicht; kann ich nicht darauf lesen? — Aber darum handelt es sich ja nicht.“

„Um was handelt es sich?“

„Wir kennen uns seit geraumer Zeit, liebe Blanche,“ fuhr Tressan fort. „Ich habe Dich manchmal geärgert und Du mich; aber im Grunde glaube ich, sind wir doch gute Freunde geblieben. Habe ich Recht? — willst Du mir einen Dienst leisten, der für mich von Wichtigkeit ist?“

„Wozu diese Vorrede? Komm' zur Sache!“

„Ich habe volles Vertrauen zu Dir. Ich gebe Dir mein Wort, daß ich mich fest und ruhig auf Dich verlasse. — Willst Du mir versprechen, verschwiegen zu sein; sei es, daß Du mir den verlangten Dienst leistest, sei es, daß Du denselben verweigerst.“

„Um Himmelswillen, Olivier, was bedeutet dies? Sprich!“

„Du versprichst mir, zu schweigen?“

„Ja, ja! So sprich!“

Sie war womöglich noch weißer geworden, und ihre Augen leuchteten noch wunderbarer. Sie sah Tressan ängstlich an.

„Du irrst Dich wieder,“ sagte dieser, überlegen lächelnd. „Nun bildest Du Dir gar ein, ich habe ein großes Verbrechen begangen und suche bei Dir Schutz. Nein, nein, Blanche;

die Sache ist gar nicht romantisch. Du wirst vielleicht darüber spotten, Dich vielleicht darüber ärgern, erschrecken wirst Du darüber nicht."

„Ich weiß jetzt Alles," antwortete sie nach einer kurzen Pause. „Es ist schlecht von Dir, daß Du in einer solchen Angelegenheit zu mir kommst. Du bist immer hart und grausam gegen mich gewesen. Was verlangst Du von mir?"

„Wenn Du ein Mann wärst, so würde ich Dir sagen: Es handelt sich darum, die Ehre einer Frau zu retten; da Du eine Frau bist und wir alte Freunde sind, so sage ich Dir: es steht viel für mich auf dem Spiele."

„Das weiß ich Alles: es ist unnütz davon zu sprechen; Sage mir, was ich für Dich thun soll."

Tressan saß eine Weile stumm. Blanche beobachtete ihn mit einem eigenthümlichen Gemisch von Zärtlichkeit, Mitleiden und Verachtung. Nach einer kurzen Pause nahm er wieder das Wort. „Zieh' Dir einen ganz einfachen, schwarzen Anzug an," sagte er, „schwarz vom Kopf bis zu Füßen; hänge Dir einen dichten Schleier vor, daß es selbst in der Nähe unmöglich ist, Dein Gesicht zu erkennen, und dann begleite mich."

„Ja," antwortete sie, „aber gieb mir zuvor einige Aufklärung. Du hast nicht die Absicht, mich zu intriguiren?"

„Ach nein," antwortete er mit demselben Lächeln wie vorher, „über solche Spielereien sind wir wohl hinaus, meine gute Blanche."

Er erklärte darauf in kurzen Worten, was er von Frau Alzati verlange.

Sie sollte am nächsten Tage um zwei Uhr in einen Wagen

steigen, den sie an der Ecke der nächsten Straße finden und der sie, ohne, daß sie eine Directive zu geben habe, nach einem Hause in einem entlegenen Stadttheil führen würde. Dort sollte sie schnell eintreten und sich in ein Zimmer begeben, in dem Tressan auf sie warten würde. Nach einer Stunde, vielleicht schon früher, je nach den Umständen, würde sie derselbe Wagen dann wieder abholen und nach ihrer Wohnung zurückführen. Damit kein Irrthum vorfallen könne, wünschte Tressan, daß nun sofort eine Art Generalprobe vorgenommen werde. Er bat deshalb Blanche, ihn zu begleiten, damit er ihr den Wagen, das Haus und das Zimmer zeigen könne. „Das ist Alles. Du siehst, ich verlange nicht viel von Dir," schloß er seine Rede.

Er war bemüht gewesen, während des Sprechens unbefangen zu erscheinen. Blanche, die starr in das Kaminfeuer blickte, hatte ihn nicht mit einer Silbe unterbrochen. Jetzt, da er schwieg, wandte sie sich langsam nach ihm um und, ohne ihn anzublicken, die Augen noch immer zu Boden gesenkt, sagte sie:

„Ich will Dir diesen Dienst leisten; aber es ist schlecht von Dir, daß Du Dich deswegen an mich gewandt hast. Es giebt hundert Frauen in Paris, die stolz gewesen wären, Dir gefällig zu sein und denen dies nicht wehe gethan hätte. Weshalb bist Du gerade zu mir gekommen?"

Er zuckte ärgerlich und ungeduldig die Achseln.

„Du hast mich immer schlecht und grausam behandelt," wiederholte sie.

Sie stand auf und wollte sich der Thür nähern. Er

ergriff ihre Hand. „Blanche,“ sagte er und er sprach nun mit einiger Wärme, „Du irrst Dich. Du thust mir Unrecht. Ich bin zu Dir gekommen, weil Du meine beste Freundin bist, die einzige, auf die ich mich verlassen kann. Mein Gesuch hat Dich verletzt! — Zürne mir deswegen nicht! — Ich habe schlecht an Dir gehandelt! Ja! — Es thut mir leid genug. Aber was ist nun daran zu ändern. Ich wünschte, ich wäre nie von Deiner Seite gewichen, Blanche ...“

Er wollte sie umarmen. Sie wies ihn sanft, aber entschieden zurück.

„Nein,“ sagte sie, „laß' mich!“

Er sah sie erstaunt an.

„Ich bin ein elendes Geschöpf,“ fuhr sie fort, und nun sah sie ihm mit thränenfeuchten Augen gerade in's Gesicht. „Doch hast Du mich nie klagen hören. Ist das wahr?“

Er nickte.

„Du sollst mich auch heute nicht klagen hören. — Du bist sehr klug, Olivier Tressan, sehr klug. Und doch kenne ich Dich in- und auswendig, und Du weißt absolut nichts von mir. — Aber das schadet nichts. Du kannst Dich auf mich verlassen. Das ist ja die Hauptsache. — In wenigen Minuten bin ich wieder hier.“

Sie ging nun hinaus. Er zog die Augenbrauen in die Höhe und sagte vor sich hin:

„Bianca Alzati sentimental! Wie schade, daß ich nicht in der Laune bin, mich zu amüsiren!“

VI.

Am nächsten Tage begab sich Sir Richard Harvey gegen sieben Uhr zu Frau von Vieuville, die ihn zum Essen eingeladen hatte. Der Baron war noch nicht nach Hause zurückgekehrt.

„Ich weiß nicht, wo er heute bleibt,“ sagte sie. „Er ist um ein Uhr ausgegangen und ich habe ihn seitdem nicht wiedergesehen.“

Die junge Frau sah bleich, abgespannt und beunruhigt aus.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte der Baronet theilnehmend.

Sie blickte ihn traurig an: „Ach,“ antwortete sie, „ich möchte, ich könnte es Ihnen sagen.“

Sir Richard wurde verlegen und wollte dem Gespräch eine andere Wendung geben. Die Baronin bemerkte dies und sagte noch trauriger: „Wenn auch Sie mich verlassen, so habe ich Niemand mehr. Sie sind mein einziger Freund.“

„Ich verlasse Sie nicht,“ antwortete Sir Richard, „aber ich möchte Ihnen, ehe Sie mit mir sprechen, zu bedenken geben, ob ich Ihnen helfen kann. Ich weiß nicht, was Sie mir anvertrauen wollen; und es ist vielleicht besser, daß ich es nicht erfahre. Ueberlegen Sie sich dies reiflich. Es hängt wahrscheinlich nur von Ihnen ab, Ihrer Unruhe ein Ende zu machen.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ist dies nicht der Fall, gebrauchen Sie Rath, so ver=

fügen Sie über mich. Aber handeln Sie nicht übereilt; werden Sie sich zunächst klar darüber, ob irgend Jemand außer Ihnen in der Lage ist, Ihnen beizustehen."

Frau von Vieuville stand eine kleine Weile nachdenklich. Ehe sie wieder sprechen konnte, wurde heftig geklingelt und gleich darauf trat der Baron in das Zimmer. Er sah verstört aus und begrüßte seine Frau und Sir Richard hastig und zerstreut. Während der Mahlzeit betheiligte er sich nur wenig an dem Gespräche. Er aß beinahe gar nicht und versank verschiedene Male in tiefes Nachdenken. — Frau von Vieuville warf ihrem Gaste beunruhigte Blicke zu, die dieser absichtlich nicht zu bemerken schien.

Bald nachdem die kleine Gesellschaft vom Tische aufgestanden war und sich wieder in den Salon begeben hatte, wurde Graf Alexis Illien angemeldet. Frau von Vieuville unterhielt sich freundlich mit ihm und gab sich große Mühe ihre Verstimmung zu verbergen. Der Baron dagegen genirte sich nicht und ging mit finsterer Stirn im Salon auf und ab. Harvey beobachtete ihn mit wachsender Besorgniß.

Es wurde wieder an der Eingangsthür geklingelt.

„Wer mag da noch kommen?" fragte Vieuville halblaut und unwirsch.

Illien warf einen fragenden und verlegenen Blick auf Sir Richard. Der Ton, in dem Vieuville gesprochen hatte, sagte deutlich, daß ihm jede Gesellschaft augenblicklich ungelegen sei. Harvey winkte beschwichtigend mit den Augen. Frau von Vieuville war bleich geworden.

Fräulein Bertha Lemercier trat in den Salon. Alle,

mit Ausnahme von Illien, der ein gewisses Unbehagen fühlte, ohne jedoch zu ahnen, weßhalb die Andern verstimmt waren, athmeten beruhigter auf. — Bertha gab ihrer Cousine den kalten Kuß auf beide Wangen, der in Frankreich unter Verwandten weiblichen Geschlechts üblich ist, begrüßte die Herren und ließ sich dann neben ihrer Cousine, Illien gegenüber, am Kamin nieder. Sie bemerkte sofort, daß ein Gewitter im Anzuge sei und wollte in Erfahrung bringen, woher es komme. — Sie sprach von ihrer Tante, der Baronin d'Eltang; Alles blieb ruhig. — Von Anna. Illien erröthete leicht. Das kümmerte Bertha nicht. — Von Frau von Daxat. Vieuville setzte seine mürrische Promenade fort und Marie blieb unbewegt. — Von Tressan. — Halt! Jetzt hatte sie richtig getroffen. — Marie bückte sich und machte sich am Kamin zu schaffen, obgleich das Feuer hell und gut brannte. Vieuvielle blieb mitten im Salon stehen und fragte hastig:

„Was sagten Sie von Herrn Tressan?"

„Nichts von Bedeutung," antwortete Bertha, „ich fragte nur, ob Marie ihn kürzlich gesehen habe?"

„Er war vor einigen Tagen hier," antwortete diese ohne das Gesicht vom Feuer abzuwenden.

„Und ich hoffe, es werden noch mehrere Tage vergehen, ehe wir das Vergnügen haben, ihn wieder hier zu sehen," setzte Vieuville bestimmt hinzu.

Bertha schien überrascht. „Was bedeutet dies?" fragte sie. „Ist die schöne Freundschaft schon wieder zu Ende? Man spricht von der Unbeständigkeit der Frauen! Was ist sie im Vergleich zu der der Männer? — Vor ein paar Wochen er-

schienen Sie und Tressan unzertrennlich, und nun sprechen Sie, als ob Sie gar nicht wenig genug von ihm sehen könnten."

„Jedermann hat seine Sympathien und Antipathien," antwortete Vieuville übler Laune. „Herr Tressan ist mir nicht sympathisch. Das ist Alles."

„Das höre ich zum ersten Male," fuhr Bertha fort. „Gestatten Sie mir, lieber Vetter, mich darüber zu wundern."

„Wundern Sie sich, liebe Cousine," antwortete Vieuville mit plumper Ironie; „das kann ich nicht verhindern, aber das ändert an der Thatsache nichts, daß Herr Tressan mir unsympathisch ist."

Bertha fuhr fort, die Erstaunte zu spielen. „Da sind Sie eine seltene Ausnahme," sagte sie. „Alle Welt ist einstimmig in ihrem Lobe von der Liebenswürdigkeit des Herrn Tressan. — Sie haben ja auch seine Bekanntschaft gemacht, Graf Illien; was ist ihre Meinung über Herrn Tressan?"

Alexis war verlegen. Er lebte noch in der Illusion, daß vornehme Männer, inclusive verheirathete, in Frauengesellschaft niemals üble Laune zeigen, und Vieuville's Benehmen, das ihm ungeschliffen erschien, hatte ihn unangenehm überrascht.

„Ich habe Herrn Tressan immer sehr zuvorkommend gefunden," sagte er, „und er steht im Club, wo er mich eingeführt hat, im besten Ansehen."

Sir Richard sah an Vieuville's Augen, daß dieser im Stande war, etwas Unhöfliches auf diese Aeußerungen zu erwidern. Er kannte den Baron genau. Er wußte, daß er ein

schwacher, beschränkter, leidenschaftlicher Mann sei, und daß die Gegenwart seiner Frau und Cousine ihn nicht verhindern werde, laut zu sprechen und unangenehme Sachen zu sagen, wenn ihm das Blut zu Kopfe steigen sollte. Er bemerkte auch, ohne den Grund zu wissen, daß Bertha diesen Auftritt absichtlich heraufbeschworen hatte und nichts thun werde, um denselben zu beendigen. Er ergriff deshalb, ehe Vieuville antworten konnte, das Wort, und versuchte das Gespräch auf einen allgemeinen Gegenstand zu lenken, indem er bemerkte, daß sich über Sympathien und Antipathien nicht streiten lasse. Er sprach absichtlich gelassen und schwerfällig, so daß Bertha ungeduldig wurde und in ihrem Herzen den „langweiligen Engländer", der sich in das Gespräch mischte, verwünschte. Vieuville, der mürrisch zuhörte, bequemte sich endlich, seine unterbrochene Promenade wieder fortzusetzen. Harvey sprach darauf von andern, gleichgültigen Dingen; dann, nachdem die Ruhe, äußerlich wenigstens, wieder hergestellt war, bereitete er sich zum Gehen vor. Frau von Vieuville drückte ihm die Hand, als er ihr gute Nacht sagte und sah ihn ängstlich an. Illien, der sich äußerst unbehaglich in der fremden Gesellschaft fühlte, verließ den Salon gleichzeitig mit Harvey. Auch Bertha Lemercier ging bald darauf. Sie sah, daß Vieuville noch aufgeregt war. Sie wollte ihm nicht Zeit geben, sich zu beruhigen und ihn nicht stören, für den Fall es seine Absicht sein sollte, seiner Frau eine Scene zu machen.

„Was mag vorgefallen sein?" fragte sie sich, als sie, von einer alten Kammerjungfer begleitet, ihrer Wohnung, die in der Nähe des Hôtel Vieuville gelegen war, zueilte. „Er

hat sich über Tressan geärgert. Das ist ganz klar. Aber was mag dieser gethan haben? Wenn René nicht ein so unverbesserlicher Einfaltspinsel wäre, so würde ich es leicht erfahren; aber mein charmanter Herr Bruder versteht nichts als sein und mein Geld auf die albernste Weise zum Fenster hinaus zu werfen. Und er ist noch obendrein stolz darauf und glaubt ein zweiter Tressan zu sein. Ein liebenswürdiger junger Mann, mein Herr Bruder!"

Als Harvey zu Hause angelangt war, überreichte ihm sein Diener einen Brief, den Herr Tressan mit dem Auftrage abgegeben hatte, ihn sorgfältig aufzubewahren, da derselbe Geld enthalte. Harvey öffnete das Convert und fand darin zehntausend Franken, die ihm sein Schuldner „mit vielem Dank" zurückerstattete. — Als er das Geld einschließen wollte, bemerkte er auf dem Bankbillet, das oben auf dem Paquet lag, den Stempel, den sein Banquier, ein Engländer, auf alle größeren Noten, die durch seine Hände gingen, zu drücken pflegte. — „Da bekomme ich das Geld, das ich Alexis geliehen habe, schneller zurück, als ich vermuthen konnte," sagte er vor sich hin. „Also Tressan hat es ihm abgenommen? — Ich fürchte, Herr Tressan, Sie werden kein gutes Ende nehmen."

Im Salon des Hôtels Vieuville wurde um diese Zeit ebenfalls noch des Herrn Tressan gedacht. — Als Bertha gegangen war, erhob sich die Baronin und näherte sich der Thür.

„Wohin gehst Du?" fragte Vieuville.

Sie wandte sich halb um und antwortete über die Schulter: „Ich bin müde. Ich will zu Bett gehen."

„Ich wünsche, daß Du noch hier bleibst.“

Sie war bereits in der Nähe der Thür und blieb dort eine Secunde bewegungslos stehen. Dann wiederholte sie, dem Baron noch immer den Rücken zuwendend: „Ich sage Dir, daß ich müde bin.“

„Ich wünsche, daß Du bleibst.“

Sie that, als ob sie ihn nicht gehört hätte. „Gute Nacht,“ sagte sie. — Sie wollte den Salon verlassen, aber er war an ihrer Seite und ergriff ihre Hand in dem Augenblick, als sie die Thür öffnen wollte.

„Hörst Du mich nicht? Willst Du mich nicht hören? Ich sage Dir, Du sollst bleiben! Verstehst Du mich?“

„Laß mich los, Du thust mir wehe,“ sagte sie leise und ruhig.

Er ließ die Hand wieder frei und legte sich nun erst Rechenschaft ab, daß er sie heftig gedrückt habe.

Sie betrachtete die Hand aufmerksam. Er folgte ihrem Blick und sah, daß seine starken, sehnigen Finger deutliche, weiße, rothgeränderte Spuren auf der kleinen weichen Hand gelassen hatten. — Er mußte ihr wehe gethan haben. Aber keine Muskel zuckte in ihrem todtbleichen Gesichte. Endlich erhob sie die dunklen, glühenden Augen und den Baron gerade und fest anblickend sagte sie langsam, feierlich, mit zitternder Stimme:

„Seit einem Monat erkenne ich Dich nicht mehr. Du bist wie umgewandelt, und ich weiß nicht warum. Ich habe Deine üble Laune ruhig ertragen, ohne darüber zu klagen; aber Du darfst es nicht zu weit treiben. Meine Geduld ist

bald zu Ende . . . Eben hast Du mir wehe gethan. — Ich verlasse Dich jetzt. Ich gehe in mein Zimmer. Aber merke Dir Eins: Wenn Du Dich jemals wieder vergessen solltest, wie Du es eben gethan, so verlasse ich dies Haus und Du siehst mich nie wieder."

Sie wandte sich ab; und er wagte nicht, sie aufzuhalten. Sie sprach und schritt mit der Geberde einer beleidigten Königin. Als er sich von seinem Erstaunen erholt und seine Gedanken wieder gesammelt hatte, war sie verschwunden. Er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn: „Was habe ich gethan? Narr, der ich bin!" murmelte er vor sich hin „Was habe ich gethan?" Dann versank er in tiefes Nachdenken. — Wie, wenn er sich getäuscht, wenn Marie nichts verbrochen hätte? Er hatte keine Beweise für ihre Schuld. Er fürchtete Schlimmes, er ahnte es; aber er wußte Nichts. Heute Nachmittag hatte er gehofft, Gewißheit zu erlangen; aber nun war er in größerem Zweifel als zuvor.

Er war in der Avenue de l'Empereur gewesen; er hatte sich dort in der Loge des Portiers, einem Verbrecher gleich, verborgen. Tressan war zur bestimmten Stunde erschienen und gleich darauf eine dicht verschleierte Dame. — Sie war um einen Kopf größer, als Marie; im Nacken hatte er, unter dem Hut und Schleier, röthlich-blondes Haar hervorquellen sehen. Die ganze Erscheinung erinnerte viel mehr an die Gräfin Daxat, als an die Baronin Vieuville.

„Ist das die Dame, die Herr Tressan hier gewöhnlich empfängt?" hatte er Franz Lecouvreur gefragt.

Dieser hatte darauf mit anscheinend vollkommener Auf-

richtigkeit geantwortet: „Das Gesicht kenne ich nicht, denn die Dame kommt stets dicht verschleiert; aber die Figur scheint mir dieselbe."

„Haben sie nicht eine kleinere Dame hierherkommen sehen?"

„Bedeutend kleiner?"

„Ja; um einen Kopf beinah."

„Nein, niemals. Ich könnte mich täuschen, wenn es sich um ein Geringes handelte; aber ich bin sicher, daß die Dame, welche ich hier immer gesehen habe, eine große Dame ist."

Vieuville sah den Diener fest und drohend an. Aber Lecouvreur war dem schwerfälligen Edelmann mehr als gewachsen und ertrug den Blick mit größter Ruhe.

„Ich wiederhole Ihnen, Herr Franz," sagte der Baron bedeutsam, „daß Sie es bereuen werden, wenn sie mich getäuscht haben."

„Ich habe Sie nicht getäuscht," antwortete Lecouvreur trotzig, „und ich weiß nicht, weshalb sie mir drohen. Ich kenne Sie nicht, ich möchte, ich hätte Sie nie gekannt. Wenn ich den besten Platz verliere, den ich je gehabt, so sind Sie Schuld daran. Es ist nicht recht von Ihnen, daß Sie mit mir jetzt Streit suchen, nachdem ich treulich erfüllt habe, was Sie von mir verlangten."

„Hier ist Ihr Geld," sagte Vieuville. Er war mißtrauisch; er ahnte, daß er betrogen sei; aber er wollte, selbst auf diese Gefahr hin, sein Versprechen nicht brechen.

„Ich danke Ihnen," sagte der Diener.

„Sie haben mich nicht hintergangen?" fragte Vieuville nochmals. „Sie haben nicht mit Herrn Tressan gesprochen?"

„Nein, ich habe ehrlich gethan, was Sie von mir verlangt hatten.“

Lecouvreur hatte, als er dies sagte, dem Baron treuherzig in die Augen gesehen, und dieser hatte sich darauf entfernt, nachdem er endlich begriffen, daß er vorläufig in der Avenue de l'Empereur nichts mehr erreichen könnte. Er war stundenlang in den einsamsten Alleen des Bois de Boulogne umhergelaufen, hatte die abenteuerlichsten, unsinnigsten Pläne geschmiedet, um seine Frau zu entlarven und sich an Tressan zu rächen; war dann in den Fechtsaal gegangen, wo er wieder regelmäßig erschien, und hatte sich mit dem Vorsatze nach Hause begeben, seine Frau, ohne Mißtrauen zu zeigen, auf das Schärfste zu überwachen. Nichts von dem was sie that, sollte ihm entgehen. Er wollte sie mit Netzen umspinnen, und sie sollte darin gefangen werden und untergehen. Er hatte diese listigen Vorsätze mit seinem gewöhnlichen Geschick ausgeführt. Dank der Scene, die stattgefunden hatte, konnte Marie nun nicht mehr zweifeln, daß er eifersüchtig sei; sie mußte sogar verstanden haben, wen er beargwohne. — Und die spitzzüngige Bertha wußte das nun wahrscheinlich auch; und Sir Harvey und Graf Illien ebenfalls.

„Ich werde zum Stadtgespräch werden,“ sagte er sich wüthend. — „Oh, Narr, dreifacher Narr, der ich gewesen bin! Wenn Marie schuldig ist, so habe ich sie gewarnt, und ist sie unschuldig, so habe ich sie tödtlich beleidigt.“

Sie hatte ihn gerade und fest angesehen, nicht wie Eine, die sich schuldig fühlt. Ihre Stimme hatte gezittert; aber nicht vor Furcht. Wenn sie unschuldig wäre? — Er war

nun sechs Jahre verheirathet. Sie war die schönste Frau von Paris; gefeiert, umringt wie Keine. Und nie, nie bis vor Kurzem, hatte sie ihm den geringsten Grund zu Klagen, zu Argwohn gegeben. Wie oft hatte sie nicht mit ihm über die jungen und alten Gecken gelacht, die um ihre Gunst buhlten! Vor einigen Wochen noch hatte sie ihm gesagt, daß sie Tressan die Thür weisen wollte, wenn er, Vieuville, dies wünsche. — Sie war vielleicht unschuldig. Er hatte sich übereilt; er war von Eifersucht geblendet, ungerecht, hart gewesen. Er hatte ihr wehe gethan! Und er wußte nicht einmal, ob er ihr den leisesten Vorwurf machen dürfte, ob sie nicht vielmehr das Recht habe, sich durch seinen unbegründeten Argwohn verletzt zu fühlen; ob er nicht der einzig Schuldige sei! — Wie sie bleich geworden war! Wie sie die kleine, gedrückte Hand betrachtet, und wie ihre Stimme gezittert hatte! Konnte sie ihm je verzeihen? Sie sollte wenigstens aus seinem Munde hören, daß er sie über Alles liebe, daß Niemand sie lieben könne wie er.

Er verließ den Salon und klopfte bescheiden an die Thür ihres Schlafzimmers.

„Wer ist da?“ rief sie ängstlich von innen.

„Ich bin es,“ sagte er leise. „Darf ich eintreten?“

Die Antwort ließ auf sich warten. Er glaubte sie weinen zu hören.

„Darf ich eintreten?“ wiederholte er in bittendem Tone. Er öffnete die Thür vorsichtig. Es war dunkel im Zimmer, und er trat auf den Fußspitzen hinein, wie ein Kind, das einen Fehler begangen hat und Verzeihung erflehen will.

VII.

Es war heiliger Abend. — Die Gräfin Daxat hatte wenige Tage vorher in einem Gespräche mit Harvey den Wunsch geäußert, der feierlichen Mitternachtsmesse in der Madelaine beizuwohnen, und der Baronet hatte sich erboten sie dorthin zu begleiten. Vieuville und seine Frau wollten mit ihnen gehen. Illien, der der Gräfin nun einen Besuch abgestattet hatte und auf das Freundlichste von ihr empfangen worden war, war aufgefordert worden, sich der kleinen Gesellschaft anzuschließen. Man wußte, daß sich ein berühmter Organist in der Madelaine hören lassen würde, und man war sicher, einen großen Theil der eleganten Pariser Gesellschaft in der Kirche anzutreffen. Die schönen Freundinen durften dort nicht fehlen.

Während der großen Messe, der die beiden Frauen aufmerksam folgten, bemerkte Illien, der sich neugierig in der Kirche umsah, eine auffallend schöne, junge Frau, die in seiner Nähe saß und in tiefste Andacht versunken schien. Sie trug ein einfaches, schwarzes Kleid; doch zog sie viele Blicke, von Männern sowohl wie von Frauen, auf sich. Sie schien davon nichts zu bemerken und hielt die Augen unverwandt auf ein Gebetbuch gerichtet. Sie war sehr bleich und hatte röthlichblondes Haar wie das der Gräfin.

Als der Gottesdienst vorüber war und die Gesellschaft, in der Illien sich befand, nun langsam dem Ausgang der Kirche zuging, bemerkte der junge Russe, daß die schöne Beterin

sitzen blieb, gleichsam als wolle sie abwarten, daß sich die Menge etwas verlaufen habe. Die Gräfin ging dicht an ihr vorüber. Illien folgte wenige Schritte dahinter. Er hatte sich vorgenommen, das bleiche Gesicht in der Nähe genauer zu betrachten; aber ein dichter, schwarzer Schleier war plötzlich davorgezogen worden, und der Kopf hatte sich noch tiefer als während der Messe gesenkt. —

Illien wandte sich an Vieuville und fragte flüsternd: „Kennen Sie die Dame hier, dicht vor uns, zu meiner Rechten? — Die Gräfin geht gerade an ihr vorüber.“ —

Vieuville's Augen folgten der gegebenen Weisung. „Nein,“ antwortete er lebhaft. „Wissen Sie, wer die Dame ist?“

Illien schüttelte den Kopf. Die Beiden blieben einen Augenblick vor der Verschleierten stehen; dann mußten sie, um keine Störung zu verursachen, weitergehen.

Vieuville hätte schwören mögen, daß die Frau, die Illien ihm soeben gezeigt, dieselbe sei, die er in der Avenue de l'Empereur gesehen hatte. Er war sicher, den ganz einfachen, aber doch sehr eleganten Hut und das röthlich-blonde Haar wiedererkannt zu haben. Er fragte Illien, wie die Dame aussehe, ob sie jung oder alt, hübsch oder häßlich sei.

„Sie ist sehr schön, auffallend bleich, sie sieht vornehm aus,“ antwortete Alexis. „Ich würde sie auf fünfundzwanzig Jahre schätzen. — Sie hat ein eigenthümliches Gesicht. Sie ist außerordentlich schön.“ — Er dachte einen Augenblick nach und dann setzte er hinzu: „Sie sieht der Gräfin ähnlich; ja sie hat etwas von der Gräfin in ihrem Gesicht, in ihrer ganzen Erscheinung. Aber sie ist noch schöner als diese.“

Dies stimmte ebenfalls. Auch Vieuville hatte in der Avenue de l'Empereur, als er die große Dame an der Portierloge vorbeigehen sah, unwillkürlich an die Gräfin Daxat gedacht. Er nahm sich vor, auf listige, vorsichtige Weise Erkundigungen nach einer Dame einzuziehen, die sehr schön sei, der guten Gesellschaft anzugehören schien und einige Aehnlichkeit mit der Gräfin Daxat habe. — Lemercier konnte ihm vielleicht Auskunft geben, denn er machte ein Geschäft daraus, alle Pariser Berühmtheiten zu kennen; aber er mußte mit großer Vorsicht ausgeforscht werden, denn er war ein Freund Tressan's, und Vieuville wollte selbst den Schein vermeiden, als ob er ferner das geringste Interesse an den Herzensangelegenheiten des jungen Mannes nähme. Das ging ihn glücklicherweise nun nichts mehr an. Er war wieder mit seiner geliebten Marie versöhnt. Sie hatte ihm großmüthig verziehen. Er hegte keinen Verdacht mehr. Er hatte sie sogar bitten müssen, Herrn Tressan nach wie vor zu empfangen. Sie hatte nur zögernd ihre Einwilligung dazu gegeben. War ihr der Friede des Hauses, seine, Vieuville's Ruhe und Zufriedenheit nicht unendlich viel mehr werth, als die Verbindung mit einem jungen Manne, von dem sie weiter nichts wußte, als daß er ein guter Tänzer und angenehmer Erzähler sei? — Vieuville hatte jedoch richtig bemerkt, daß die Leute sich darüber wundern könnten, wenn Herr Tressan plötzlich aus ihrer Gesellschaft verbannt erschiene. Er, der Baron, war ein erfahrener, ruhiger Mann. Marie hat dies anerkannt: „Wie Du willst," hatte sie gesagt. „Ich unterwerfe mich Deinem Urtheile. Mag Herr Tressan zu uns kommen, so lange Du

es wünschest. Von dem Augenblicke an, wo Dir dies einen Schatten von Unruhe bereitet, bleibt ihm die Thür unseres Hauses verschlossen." Marie war nicht nur die schönste, sie war auch die beste Frau von Paris.

Vor der Thür der Madelaine bot Harvey seinen Arm der Baronin von Vieuville an; die Gräfin nahm den des Barons. Das Wetter war so schön, daß Harvey's Vorschlag, man solle zu Fuß nach Hause gehen, einstimmig angenommen wurde. Bereits vorher war beschlossen worden, daß man nach der Mitternachtsmesse, die am 24. December gebräuchliche Spätmahlzeit, den sogenannten Reveillon, im Hôtel Vieuville einnehmen wolle.

In den Champs Elysées kreuzte sich eine kleine Gesellschaft mit Tressan und Lemercier. Man begrüßte sich und es wurden ein paar Worte gewechselt; dann setzte ein Jeder seinen Weg fort.

Illien, der einige Schritte hinter dem letzten Paar, dem Baron und der Gräfin, zurückgeblieben war, wurde von Tressan angehalten:

„Wo soupiren Sie?" fragte ihn dieser.

„Bei Frau von Vieuville."

„Wenn Sie nicht zu lange aufgehalten werden und unsere Gesellschaft Ihnen behagt, so will ich Ihnen sagen, wo Sie uns heute noch finden können. Wir haben einen kleinen spießbürgerlichen Reveillon veranstaltet. Kommen Sie. Es wird Sie vielleicht amüsiren."

Illien führte seit mehreren Tagen ein ganz exemplarisches Leben. Er war sehr stolz darauf; aber er verheimlichte sich

nicht, daß er sich dabei etwas langweilte. Die gute Gesellschaft, in die Sir Richard ihn eingeführt, war, darüber hatte Illien keinen Zweifel, nicht so amüsant wie die weniger gute, mit der Tressan ihn bekannt gemacht hatte. Dessenungeachtet wollte er seinen Vorsätzen getreu bleiben; er war fest entschlossen, keine Karte wieder anzurühren, aber er glaubte, daß es ihm gestattet sei, sich an einem großen Festtage, an dem alle Welt vergnügt war, eine kleine harmlose Zerstreuung zu gewähren. Am nächsten Tage wollte er das Klosterleben, das er nun führte, wieder beginnen.

„Ich werde gern kommen," antwortete er. „Wo kann ich Sie finden?"

Tressan nannte eine Adresse auf dem Boulevard Haußmann. „Fragen Sie nach Frau Alzati," sagte er. „Ich werde Sie anmelden und garantire Ihnen freundliche Aufnahme. Sie finden uns dort bis gegen drei Uhr; vielleicht sogar noch später. Also auf Wiedersehen!"

Damit gingen Tressan und Lemercier weiter. Illien beschleunigte den Schritt und hatte seine anderen Freunde bald wieder eingeholt. — Keiner von diesen schien seine kurze Abwesenheit bemerkt zu haben. — Die Baronin Vieuville war in eifriger Unterhaltung mit Harvey; die Gräfin Daxat hing ihren eigenen Gedanken nach, vollständig unbekümmert um ihren Begleiter, der sich die größte Mühe gab, sie angenehm zu unterhalten.

Harvey hatte natürlich bemerkt, daß Vieuville und seine Frau wieder versöhnt waren. Er hatte absichtlich vermieden, mit Marie darüber zu sprechen. Diese schien übrigens das

Bedürfniß, ihm ihr Vertrauen zu schenken, für den Augenblick wenigstens wieder verloren zu haben, denn sie hatte ihm, als sie ihn nach dem Auftritt im Hôtel Vieuville zum ersten Male wiedergesehen, nur gesagt: „Sie waren neulich sehr freundlich . . . und Sie hatten wie immer Recht. Sie sind mein bester Freund!“ — Als Tressan vor wenigen Minuten vorübergegangen war und sie begrüßt hatte, war sie vollständig unbefangen geblieben; auch hatte sie die Unterhaltung mit Harvey, ohne die geringste Zerstreuung zu zeigen, gleich darauf ruhig fortgesetzt. — Harvey wunderte sich, wie er dies schon häufig gethan hatte, über die Kunst, welche so viele Frauen, und nicht allein die klugen besitzen, das, was sie tief bewegt, zu beherrschen und zu verbergen. Die kleine, leichtsinnige, gutmüthige Frau, der er in geistiger Beziehung unendlich überlegen war und die sehr wol wußte, daß er sie durchschaute, spielte vor ihm so meisterhaft unbefangen Komödie, als ob er ein Kind gewesen wäre. Sie wünschte Herrn Tressan „guten Abend“ und fuhr dann fort mit ihrem Begleiter über gleichgültige Dinge zu sprechen.

Die kleine Nachtmahlzeit ging heiter und schnell vorüber. Vieuville war von rührender Aufmerksamkeit für seine Frau, und diese nahm seine Huldigungen wie eine Königin gnädig entgegen. Harvey war etwas einsilbig. Die junge Gräfin unterhielt sich freundlichst mit Illien. Sie ließ sich von dem jungen Mann erzählen, wie er in Rußland gelebt habe; sie schien großes Interesse an seinen Jagdabenteuern zu finden und war augenscheinlich bemüht, ihm zu gefallen. Merkwürdigerweise gelang ihr dies nicht

so vollständig wie gewöhnlich. Illien war zerstreut. Er dachte bereits mit geheimer Sehnsucht an die Gesellschaft, die auf dem Boulevard Haußmann versammelt war, und wünschte sich dorthin. Bald nachdem die Mahlzeit im Hôtel Vieuville vorüber war, bereitete er sich zum Gehen vor.

„Sie verlassen uns schon?" fragte die Gräfin mit einem leichten Vorwurf in der Stimme.

Illien, der, obgleich er ein Russe war, wenig Geschick besaß die Wahrheit zu verbergen, brachte verlegen eine ungenügende Entschuldigung hervor. Niemand außer der Gräfin hörte was er sagte; diese begnügte sich mit dem gegebenen Vorwand. Illien sagte darauf Allen „gute Nacht" und eilte, wenige Minuten später, schnellen Schritts dem Boulevard Haußmann zu. — Er führte erst seit wenigen Tagen das Leben eines „reifen Mannes"; aber es schien ihm, als ob er sich seit einer Ewigkeit nicht mehr amüsirt habe. Er sehnte sich nach „heiterer" Gesellschaft, nach einer Zerstreuung, und würdigte die gute Gesellschaft, die er verlassen hatte, keines Gedankens mehr. Aber sie sollte ihre Rechte nicht verlieren; er wollte morgen, übermorgen, wenn er sich langweilte, wenn der „Ernst des Lebens" wieder an ihn herantrat, an sie denken.

Tressan und Lemercier waren in außergewöhnlich ernster Stimmung gewesen als sie, eine Stunde vorher, Illien und seinen Freunden begegnet waren. Tressan hatte nach reiflicher Ueberlegung — er handelte überhaupt selten unüberlegt, obgleich er den Ruf eines leichtsinnigen Menschen hatte — den Entschluß gefaßt, eine vertrauliche Unterredung mit

Lemercier zu haben. Dieser war sein bester Freund, oder wenigstens derjenige unter seinen Bekannten, den er am leichtesten bewegen zu können glaubte, ihm einen uneigennützigen Dienst zu leisten. Er hatte ihm, in einigen nachlässig hingeworfenen Phrasen zu verstehen gegeben, daß seine finanzielle Lage in den letzten Jahren eine schwierige geworden und daß er entschlossen sei, einen entscheidenden Schritt zu thun, um dieselbe zu verbessern.

„Ich habe mit beinah' ununterbrochenem Unglück gespielt," sagte er, „und ich habe, ohne daß das Ihnen vielleicht aufgefallen ist, eine ganz bedeutende Summe verloren."

„Es ist mir wol aufgefallen," bemerkte Lemercier.

„Ich habe auch an der Börse speculirt," fuhr Tressan fort, „und es ist mir dort noch schlechter gegangen als am grünen Tisch. Ich schulde meinen Wechselagenten augenblicklich ungefähr hunderttausend Franken. Der Mann ist sehr artig; ich habe nicht zu fürchten, daß er Scandal macht; aber es verursacht mir doch viel Sorge, ihn nicht sofort bezahlen zu können." —

„Womit wollten Sie ihn schließlich bezahlen?" fragte Lemercier.

„Im Ganzen ist meine Lage nicht verzweifelt," sagte Tressan beruhigend. „Ich habe nur das verzehrt, was mir meine Mutter hinterlassen hat. Mein Vater ist reich. Ich könnte allen meinen Sorgen ein schnelles Ende machen, wenn ich zu ihm zöge, wie er mich auffordert es zu thun; aber Sie werden einsehen, daß der Gedanke, in Rennes zu leben, wenig Anziehendes für mich hat und daß ich erst noch Ver=

schiedenes versuchen will, ehe ich nach der Provinz zurückkehre."

„Das sehe ich sehr wol ein. — Aber was können Sie versuchen? . . . Eine größere Anleihe, rückzahlbar nach dem Tode Ihres Vaters?"

„Nein," sagte Tressan bestimmt, aber ohne jede Entrüstung, „ich gehöre nicht zu denen, die Erbschaftsaussichten discontiren."

„Nun, was wollen sie dann thun?" fragte Lemercier.

„Ich will mich verheirathen."

„Das ist eine Idee! — Mit wem?"

„Mit einem reichen Mädchen."

„Und was würde Madame Blanche dazu sagen?"

„Blanche hat nichts dazu zu sagen. — Uebrigens ist sie eine vernünftige, gute Frau, die meinem Glücke nicht im Wege stehen würde."

Die Beiden gingen eine Weile schweigend neben einander her. Tressan fühlte, daß er etwas mehr sagen müsse, um Lemercier zu seinem treuen Verbündeten zu machen.

„Ich bin jetzt vierunddreißig Jahre alt," fuhr er fort. „Ich habe zahlreiche Bekannte; viele davon sind mir wohlgesinnt. Erst vor wenigen Tagen fragte mich der Herzog wieder, ob ich geneigt sei, um einen Anfang zu machen, den Posten als Geschäftsträger an einem kleinen deutschen Hofe anzunehmen. Ich schmeichle mir, nicht ungeschickter zu sein als die andern Herren unter meinen Landsleuten, die ich Diplomatie treiben sehe; und ich glaube, daß ich ziemlich schnell Carrière machen würde. Mein verehrter Herr Papa, der mich augenblicklich sehr kurz hält, weil er mich zu etwas

Vernünftigem anhalten und mein „ausschweifendes Leben", wie er es nennt, nicht begünstigen will, würde mir sofort eine anständige Pension aussetzen, wenn ich regelmäßig zu arbeiten anfangen oder mich mit seiner Bewilligung verheirathen wollte. Ich beabsichtige, ihm in beiden Punkten Genugthuung zu geben. — Ich werde mich jetzt ernstlich um eine Anstellung bewerben und ich will mich verheirathen. — Sie, Lemercier, sollten dasselbe thun. Wenn man einmal ein Dreißiger ist, so wird es Zeit an die Zukunft zu denken."

„Was könnte ich anfangen?" sagte Lemercier kleinlaut. „Sie haben Freunde und Gönner; um mich würde sich Niemand bekümmern."

„Dafür lassen Sie mich sorgen," antwortete Tressan mit ruhiger Sicherheit.

Nun wurde Lemercier's Interesse für Tressan's Zukunftspläne plötzlich ein aufrichtiges.

„Ja," sagte er, „ich weiß, daß ich auf Sie rechnen kann; und ich danke Ihnen dafür. Sie zweifeln aber hoffentlich auch nicht, daß ich glücklich sein würde, Ihnen einen Dienst zu leisten. In jedem Falle bitte ich Sie, über mich zu verfügen."

Tressan nickte Lemercier wohlwollend zu und klopfte ihm zutraulich auf die Schulter. „Sie können auf mich rechnen, sagte er.

Die Beiden waren nun vor dem Hause von Frau Alzati angelangt und traten hinein.

Blanche war allein. Sie schien jedoch erst vor wenigen Minuten angekommen zu sein, denn sie hatte den Hut noch nicht einmal abgelegt. Sie trug ein einfaches schwarzes Kleid.

„Ich wette, Sie sind zur Mitternachtsmesse gegangen," sagte Tressan, nachdem er sie begrüßt hatte.

Sie nickte.

„Sind wir ganz allein?" fuhr er fort, sich im Salon umsehend.

„Wen hätte ich einladen sollen?" fragte sie.

„Irgend Jemand," meinte Tressan. „Man lacht zu Vieren und zu Fünfen besser als zu Dreien."

„Ich habe keine Freunde," antwortete Blanche, „und Sie wissen es."

Blanche sprach, als ob Tressan's Aeußerung sie verletzt habe, und dieser wurde plötzlich befangen und fragte sich, ob er nicht vielleicht zu ungenirt gewesen sei, indem er, ohne Autorisation der Wirthin, Illien eingeladen habe, ihn bis drei Uhr Morgens in ihrer Wohnung aufzusuchen.

„Ich habe mir erlaubt," sagte er ziemlich kleinlaut, „einem Freund hier Rendezvous zu geben. Sie nehmen mir dies hoffentlich nicht übel?"

„Ich nehme Ihnen seit langer Zeit bereits nichts mehr übel," antwortete sie.

Lemercier sah verwundert auf. Blanche hatte bis jetzt, in seiner Gegenwart wenigstens, Tressan gegenüber, niemals Verstimmung oder üble Laune gezeigt. Nun sprach sie in einem Tone, der deutlich zeigte, daß Tressan aufgehört hatte absoluter Herr in ihrem Hause zu sein. — „Sie weiß bereits, daß Tressan sie verlassen wird," dachte er. Er wagte es Blanche bedeutsam anzusehen, und seine Absicht war, durch seinen Blick Tressan zu tadeln und der schönen Frau zu zeigen, daß

sie in ihm, Lemercier, wenn sie es wünsche, einen Freund, einen Ersatz für Tressan finden könnte; aber Blanche schien den Blick nicht zu verstehen, und ihre Augen glitten gleichgültig von ihm ab.

Tressan war durch die Antwort seiner Freundin betroffen; aber es gelang ihm schnell, seine Verlegenheit zu bemeistern.

„Ich bin überzeugt," sagte er, „daß es Ihnen angenehm sein wird, den Grafen Illien kennen zu lernen. Er ist der naivste, unschuldigste junge Mann, der augenblicklich auf dem pariser Pflaster umherläuft; und die Frauen, die ihn kennen, sagen, er sei der liebenswürdigste und hübscheste Page, den man seit Jahren hier erblickt."

Blanche sah Tressan groß, verwundert an; aber entgegnete nichts.

„Ich nehme mich des jungen Mannes an," fuhr Tressan fort, „weil er mir von guten Freunden auf das Wärmste empfohlen ist. Sir Richard Harvey interessirt sich lebhaft für ihn; die d'Eltangs kennen ihn; er ist einer der wenigen Bevorzugten, die von der schönen Gräfin Daxat empfangen werden, er . . ."

„Wie sieht er aus?" fragte Blanche mit einiger Lebhaftigkeit.

„Er ist sehr groß, schlank, blond; ein feines Gesicht, hübsche blaue Augen, schönes, dichtes lockiges Haar . . . ."

Der Diener meldete in diesem Augenblick, daß das Mahl servirt sei; und die Drei begaben sich in den Speisesaal, der mit derselben schweren Pracht ausgestattet war, wie der kleine Salon, in dem die Unterhaltung bis jetzt stattgefunden hatte.

Gegen zwei Uhr wurde Illien angemeldet. Er hatte keinen Wagen gefunden, er war schnell gelaufen; die Bewegung in der kalten, trockenen Winterluft hatte ihm die Wangen geröthet. Er war ein Bild jugendlicher Kraft und Schönheit. Tressan erhob sich, ging ihm entgegen und stellte ihn Frau Alzati vor, die ihn freundlich und unbefangen bewillkommte.

Alexis glaubte zu träumen. Die schöne Frau, die ihm zulächelte, war die bleiche, andächtige Beterin, die er vor zwei Stunden in der Madelaine bewundert hatte. Er stammelte einige Worte der Entschuldigung, sich zu einer so ungewöhnlichen Stunde vorstellen zu lassen und nahm dann neben Frau Alzati, wo ein Stuhl für ihn freigelassen war, Platz. — Tressan und Lemercier bemerkten seine Verlegenheit, aber schoben sie auf Rechnung seiner bekannten Schüchternheit und bemühten sich, dem Gespräche den ungezwungenen Ton wiederzugeben, der bis dahin geherrscht hatte. Dies gelang ihnen jedoch nicht. Blanche schien zerstreut und warf von Zeit zu Zeit einen eigenthümlich forschenden Blick auf ihren neuen Gast. Dieser konnte seine Befangenheit nicht bemeistern, obgleich Tressan und Lemercier ihm durch ihre Haltung und ihr Gespräch ziemlich deutlich zeigten, daß er sich in einem Hause befände, wo es auch neu Eingeführten gestattet sei, sich heimisch zu fühlen. Gegen Ende der Mahlzeit gerieth die Unterhaltung ganz und gar in's Stocken, und sobald man von Tisch aufgestanden war, ergriff Lemercier seinen Hut, um zu gehen. Illien hielt es für seine Pflicht, ein Gleiches zu thun. Als er von Frau Alzati Abschied nahm, sagte ihm diese mit einem freundlichen Lächeln, das ihm

eigenthümlich bekannt erschien, daß sie häufig des Abends zu Hause sei und sich freuen werde, ihn bald wiederzusehen. — Illien stammelte erröthend einige unverständliche Worte des Dankes, drückte Tressan die Hand und verließ das Zimmer und das Haus gleichzeitig mit Lemercier.

Sobald er auf der Straße war, überhäufte er diesen mit Fragen: Wer war Frau Alzati; woher kam sie; wie war es zu erklären, daß er noch nie von ihr sprechen gehört, daß er sie nie gesehen hatte?

Lemercier, der sich in Tressan's Gesellschaft klein fühlte und bescheiden auftrat, war geschmeichelt, den jungen Fremden, der ihm berufen schien eine gewisse Rolle in der eleganten pariser Welt zu spielen, belehren zu können. Er steckte sich behaglich eine Cigarre an, blies einige dicke Rauchwolken vor sich her und sagte in der affectirt ruhigen Weise, die er als ein Nachahmer Tressan's seit einiger Zeit angenommen hatte:

„Das ist eine ziemlich lange Geschichte, mein Lieber; aber wenn Sie nicht müde sind und noch ein Stück Wegs mit mir gehen wollen, so will ich Ihnen gern erzählen, was ich weiß."

Illien war durchaus nicht müde und gern bereit, Lemercier bis nach Hause zu begleiten.

„Sehr wohl denn," fuhr dieser fort. „Ich krame mein ganzes Wissen vor Ihnen aus. — Frau Bianca tauchte vor circa drei Jahren, im Monat Februar oder März 62 hier auf. Sie erschien damals in Gesellschaft eines italienischen Gemahls, der sich Alzati nennen ließ und nach meiner Meinung ebensoviel Recht auf diesen, wie auf irgend einen andern

beliebigen Namen hatte. Daß Bianca mit ihm verheirathet war, bezweifle ich nicht und zwar einfach aus dem Grunde, daß sie ihn wahrscheinlich bald verlassen haben würde, wenn sie nicht durch feste Bande an ihn gebunden gewesen wäre. Er war nämlich ein recht unangenehmer Mensch. Er schien bedeutend älter als seine Frau zu sein, die damals zwei- oder dreiundzwanzig Jahr alt, vielleicht noch jünger sein mochte. Er sah aus wie ein Fünfziger. Er war in seiner Jugend wahrscheinlich sehr schön gewesen, schön in der Art der Wachsköpfe, die in den Schaufenstern von Haarschneidern ausgestellt werden. Er hatte ganz regelmäßige Züge, große dunkelblaue Augen, die schmachtend und ausdrucksvoll gewesen sein mochten und jetzt wässerig verschwommen waren; lockiges, fettes, pechschwarz gefärbtes Haar, einen Mund mit etwas aufgeworfenen Lippen, dessen Häßlichkeit der gefärbte, lange Vollbart nicht ganz verbergen konnte. Er schminkte sich, hatte ein falsches Gebiß und sah aus, als ob er jeder Niederträchtigkeit fähig gewesen wäre. Er war sehr reich — wenigstens gab er viel aus — und man munkelte, daß er die schöne Blanche als junges Mädchen von verarmten vornehmen Verwandten gekauft habe. Dies ist jedoch niemals ganz klar geworden, denn er sprach nicht von seiner Vergangenheit — er hatte wahrscheinlich guten Grund dazu — und Frau Blanche, wie Sie heute Abend bereits bemerkt haben werden, ist weder eine Plaudertasche noch eine Frau, die sich gegen ihren Willen ausfragen läßt.

„Es ist nun meine Ueberzeugung, daß Alzati mit seiner schönen, jungen Frau nach Paris gekommen war, um sie als

Aushängeschild und Lockvogel zu benutzen. Unsere gute Gesellschaft, die im Allgemeinen Fremden gegenüber sehr anspruchslos und wenig wählerisch ist, blieb ihm jedoch verschlossen. Er machte auch keinen Versuch, dort einzudringen; aber es gelang ihm, auf irgend eine Weise in einem anständigen Club zugelassen zu werden und dort am Spieltische eine große Anzahl von Bekanntschaften zu machen. — Einige junge Leute, die keine Rücksichten zu nehmen hatten, oder keine nahmen, wenn es sich darum handelte, eine schöne Frau kennen zu lernen, besuchten ihn in seinem Hause, weil dies das einzige Mittel war, die schöne Blanche in der Nähe zu sehen. — Die Frau ging nämlich nie aus. Man konnte weder im Theater, noch in Gesellschaft, noch im Bois de Boulogne mit ihr zusammentreffen. Sie lebte in ihrem prachtvollen Hôtel auf dem Boulevard Malesherbes wie in einem Kloster. Der Ruf ihrer außerordentlichen Schönheit war jedoch durch den Ersten von uns, der sie gesehen hatte, rasch in ganz Paris verbreitet worden, so daß der alte Alzati bald die Auswahl unter den reichsten und vornehmsten jungen Leuten der Stadt hatte, um seinen Salon zu bevölkern. — Man wurde glänzend empfangen und hatte das Recht, sich dort bald mit derselben Ungezwungenheit wie in einem öffentlichen Locale zu bewegen.

„Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, daß im Hôtel Alzati gespielt wurde, und zwar sehr hoch, und ich würde Ihren Scharfsinn unterschätzen, wenn ich zu betonen für nöthig hielte, daß Alzati seinem Vornamen Felice alle Ehre machte. Er gewann im Laufe des ersten Winters bedeutende Summen und ruinirte in sechs Monaten ein halbes Dutzend oder mehr

junger Leute. Er genoß übrigens des vollsten Mißtrauens und wurde von uns Allen scharf überwacht; aber es war ganz unmöglich, ihn jemals bei der kleinsten Unregelmäßigkeit zu ertappen. Er spielte mit derselben Verwegenheit und mit demselben Glücke, sei es, daß er selbst die Karten hielt, sei es, daß er gegen die Bank pointirte. — Man hätte meinen sollen, daß er bald keine Gegner mehr finden würde; — aber nein. Sein Salon war immer voll, und diejenigen, die dort Eintritt hatten, wurden sogar von allen Anderen förmlich beneidet. Dies hatte verschiedene Gründe: Erstens war es unmöglich, dem Wunsche zu widerstehen, Frau Blanche wiederzusehen, nachdem man sie einmal kennen gelernt hatte; zweitens hoffte ein Jeder mit der Zähigkeit, die man bei Spielern allein findet, daß das Glück endlich aufhören werde, seinen Günstling Felice zu bevorzugen; drittens war es Mode, hoher „Chic“, sein Vermögen im Hôtel Alzati zu verlieren. Der alte Gauner hatte es verstanden, den Herzog Desgremont, dessen Cousin Riancourt, den schönen Rohault, den Grafen Duquesne, den wilden Aschton, Tressan und ähnliche in seine Hölle zu locken und dort zu fesseln; und es fehlte nicht an jungen Leuten, die von dem edlen Wunsche beseelt waren, sich in dieser Gesellschaft mit Anstand und Eclat zu ruiniren. — Ich selbst wurde erst gegen Ende des Winters, im Februar 63, durch Tressan dort eingeführt. Glücklicherweise für mich starb Alzati bald darauf, so daß ich Einer der Wenigen bin, die nicht klagen dürfen, die Gastfreundschaft, die in seinem Hause geboten wurde, übermäßig theuer bezahlt zu haben.

„Frau Blanche kam nie in das Zimmer, in dem jede

Nacht bis drei oder vier Uhr Morgens gespielt wurde. Sie saß bis gegen Mitternacht in einem andern Salon und hatte dort gewöhnlich zwei oder drei junge Leute um sich, die ihr den Hof machten. Alzati bekümmerte sich, dem Anscheine nach, wenig um sie; er schien ihrer ganz sicher zu sein. Ich bemerkte verschiedene Male, daß, wenn er sie rief, sie schnell und furchtsam zu ihm aufblickte, wie ein gut dressirter Hund, der, während er von einem Fremden gestreichelt wird, plötzlich den Pfiff seines Herrn hört. — Wie der Mensch zu dieser Gewalt über die schöne junge Frau kam, weiß hier in Paris Niemand.

„Eines Abends, während des Spieles, wurde Felice Alzati vom Schlage gerührt und vierundzwanzig Stunden darauf starb er, ohne wieder zur Besinnung gekommen zu sein. Dies ereignete sich im Monat April 1863. Bald darauf verschwand Frau Blanche und gleichzeitig mit ihr der von uns Allen mit Recht beneidete Olivier Tressan.

„Unser gemeinschaftlicher Freund hat nun einmal Glück bei den Frauen. Was sie Alle, jung oder alt, klug oder einfältig, für ihn einnimmt, vermag ich nicht zu erklären. Die Thatsache ist, daß er, soviel ich weiß, noch an kein Frauenherz vergeblich angepocht hat. — Er hatte Frau Blanche während eines ganzen Jahres den Hof gemacht. Viele sagen, sie habe ihn noch zu Lebzeiten ihres Mannes erhört. Der Beweis für diese Behauptung dürfte schwer zu erbringen sein. Darüber dagegen kann kein Zweifel existiren, daß sie, sobald sie frei war, Tressan's Geliebte wurde.“

Lemercier hielt hier inne. Illien, der mit gespannter

Aufmerksamkeit zugehört hatte, wollte jedoch noch mehr erfahren.

„Nun?“ fragte er, „und was hat sich seitdem zugetragen?“

„Ich besinne mich soeben, ob ich ein Recht habe, es Ihnen zu erzählen,“ antwortete Lemercier, „denn was nun noch zu sagen übrig bleibt, gereicht unserem liebenswürdigen Freunde Olivier vielleicht nicht gerade zum Ruhme. Aber da verschiedene andere Leute in der Lage sind, Ihre Wißbegierde zu befriedigen und Sie sich möglicherweise mit Ihrer Frage an einen Rivalen oder Gegner Tressan's wenden könnten, so ist es wohl in seinem Interesse am besten, Sie erfahren durch mich, welche Rolle er seit dem Tode des Gatten der Frau Blanche gespielt hat.

„Er hatte ihr versprochen, sie zu heirathen. Ich weiß dies aus Aeußerungen, die sie bald nach dem Tode ihres Mannes und kurz vor ihrer Abreise von Paris mir selbst gegenüber machte. — Als sie sechs Monate später, im November 1863, hierher zurückkehrte, war von diesen Projecten nicht mehr die Rede. Tressan machte, seinen Freunden und Bekannten gegenüber, kein Hehl daraus, daß sie seine Geliebte sei; er prahlte mit ihr, er war stolz auf sie — und sie ließ sich dies gefallen. Sie war nämlich vollständig in ihn vernarrt. Ihre Schwermuth allein protestirte gegen die Behandlung, die er ihr zu Theil werden ließ, und die, gelinde gesprochen, rücksichtslos war; — aber Tressan ist nicht der Mann, um sich durch traurige Blicke in seinen Vergnügungen stören zu lassen. — Meine Meinung ist, daß er der schönen Frau während der sechs Monate, die er mit ihr allein verbracht,

etwas müde geworden war. Sein Stolz oder seine Eitelkeit ließ den Gedanken, sie zu heirathen, nicht mehr aufkommen. Man hatte ihr zwar bis zum Tode ihres Mannes niemals etwas nachsagen können, aber sie war am Ende doch nicht eine Frau, die Tressan in den Salons, wo er zu Hause ist, einzuführen gewagt haben würde. Niemand wußte, woher sie kam; sie zeigte sich öffentlich so selten, daß Einige meinten, sie verberge sich; das Vermögen, das sie von Alzati geerbt, hatte keinen ganz lautern Ursprung; auch wußte Niemand genau, wie groß es sei. Kurz, während sie Alles vereinigte, was sie als Geliebte begehrungswerth machen konnte, fehlten ihr doch einige der vorzüglichsten Requisiten, die ein empfindlicher und stolzer Mann wie Tressan bei seiner rechtmäßigen Gattin finden will.

„Im Laufe des Winters bereits erkaltete das Verhältniß zwischen den Beiden. Blanche schien ihrem ungetreuen Olivier noch immer mit Leib und Seele ergeben; aber dieser zeigte sich seltener und seltener bei ihr und behandelte sie, häufig sogar in Gegenwart Anderer, mit einer Rücksichtslosigkeit, die, so glaube ich, die Frau auf das Empfindlichste verletzen mußte. Aber sie ließ Alles über sich ergehen. Frauen sind unter allen Umständen schwer zu verstehen, wenn sie einmal lieben, werden sie vollständig unberechenbar. —

„Während des Sommers verließ Blanche Paris. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß sie dies auf Befehl Tressan's that. Als sie vor einigen Monaten zurückkehrte, schien Olivier ganz mit ihr gebrochen zu haben. — Ich glaube, er hatte irgend ein neues Verhältniß angeknüpft. Seit ein

paar Tagen erst erscheint er wieder häufiger bei ihr, aber ich würde mich sehr wundern, wenn dies seinen Grund in einem Wiedererwachen seiner Liebe für sie hätte. Uebrigens habe ich heute bemerkt, daß Blanche selbst nun endlich zur Vernunft zu kommen scheint. Ihre Augen folgten Tressan nicht mehr mit derselben ängstlichen Liebe wie früher; sie blickt nicht mehr wie eine Magd zu ihrem Herrn zu ihm auf; sie wagt es, ihm zu zeigen, daß er sich unerlaubte Freiheiten in ihrem Hause nimmt, und ich sehe voraus, daß, wenn Tressan nicht etwas thut, um sie von neuem an sich zu fesseln, sie sich über kurz oder lang ganz von ihm losreißen wird. — Dann wird er bereuen, was er verscherzt hat, denn er findet eine zweite Frau Blanche nie wieder. Ich bin sein Freund, aber kann doch nur sagen, daß er verdient hat, sie zu verlieren."

Die Beiden waren schon vor einigen Minuten vor Lemercier's Wohnung angelangt, und die lange Erzählung war vor dessen Hausthür vollendet worden. — Illien hätte noch stundenlang zuhören können; aber Lemercier hatte bereits geklingelt und wünschte nun seinem Begleiter eine gute Nacht. — Dieser ging in so tiefes Nachdenken versunken von dannen, daß er den Weg nach seiner Wohnung verfehlte und endlich in einem ihm ganz unbekannten Stadtviertel, wohin er sich verirrt hatte, eine Droschke nahm und sich von dort nach Hause fahren ließ.

VIII.

Bertha Lemercier hatte mit großem Verdruß bemerkt, daß Vieuville und seine Frau, nachdem sie so nahe daran gewesen waren, sich zu entzweien, wieder die besten Freunde geworden

waren. Der Baron hatte „seiner geliebten Marie“ prachtvolle Geschenke zum Neujahrstage gemacht, und der Name Tressan, den Bertha noch verschiedene Male in seiner Gegenwart ausgesprochen, hatte ihn vollständig gleichgültig gelassen. Er hatte sogar geäußert, daß Herr Tressan ein sehr liebenswürdiger Mann sei, und daß er bedaure, ihn jetzt nur noch so selten zu sehen. „Aber ich nehme es ihm nicht übel,“ hatte er hinzugefügt, „ich weiß, daß er von allen Seiten in Anspruch genommen ist.“

„O über die unglaubliche, die grenzenlose Kurzsichtigkeit dieses Mannes,“ sagte sich Bertha. Eines tröstete sie. Ihre schöne Cousine sah nicht mehr so glücklich und zufrieden aus wie zu Anfang des Winters. Es war möglich, daß das Verhältniß zwischen ihr und Tressan bereits wieder gebrochen war, und daß Marie Kummer hatte. — Kummer, Unruhe, Sorgen — Bertha wünschte ihrer Cousine alles mögliche Schlechte. Verdiente sie es nicht? Weshalb war sie, die verheirathete Frau, ihre Rivalin! — Sie dachte daran, auf welche Weise sie sich über Tressan Auskunft verschaffen könnte, und entschloß sich, ihren Bruder René einmal ordentlich auszuforschen. Er war täglich stundenlang mit Tressan zusammen. Wenn er nicht ganz mit Blindheit geschlagen war, so mußte er Bestimmtes über die Lebensweise seines Freundes berichten können. Sie zweifelte nicht, daß es ihr ein Leichtes sein werde, Alles was er in dieser Beziehung wisse, aus ihm herauszulocken.

Bertha hatte ihren Bruder nie an große Zärtlichkeit gewöhnt, aber sie war ihm doch mit treuer und großer Liebe ergeben. René seinerseits verehrte seine „kleine Bertha“ in

hohem Grade. Sie war sein bester, ja sein einziger wahrer Freund und hatte es ihm häufig bewiesen. So oft René in Geldverlegenheit war — und dies ereignete sich regelmäßig zwei, dreimal im Jahre — war sie stets die mürrische und gleichzeitig willige Vermittlerin zwischen ihm und ihrer Mutter, die, wenn ein neues Geldanliegen an sie gestellt wurde, zwar zunächst immer hoch und theuer schwor, daß René keinen Heller außer seiner Pension von ihr empfangen würde, aber schließlich doch immer gewährte, was Bertha für ihren Bruder von ihr verlangte. — Die drei Lemerciers: Mutter, Tochter und Sohn — der Vater war vor langen Jahren gestorben — lebten durchaus nicht in harmonischem Einverständniß beisammen; sie verweigerten sich im Gegentheil gern gegenseitig kleine Gefälligkeiten; aber im Grunde hielten sie fest zusammen gegen die ganze andere Welt, der sie mißtrauten.

Das Gespräch zwischen Bertha und René über Olivier Tressan glich zunächst mehr einem Verhör als einer gewöhnlichen Unterhaltung. Bertha, die bei dieser Gelegenheit die Rolle des Untersuchungsrichters spielte, richtete ein halbes Dutzend Fragen an ihren Bruder, welche dieser, wie ein unwilliger Zeuge, mürrisch und mißtrauisch beantwortete. Sein Gewissen war nicht ganz rein. Er hatte sich in Gesellschaft Tressan's Verschiedenes zu Schulden kommen lassen, was in den Augen einer Schwester keine gelinde Beurtheilung finden mochte, und er war deshalb dieser gegenüber auf seiner Hut. Bertha mußte seine Antworten gewissermaßen aus ihm herauslocken. — Geduld war nicht eine ihrer Eigenschaften. Eine aufrichtige, mädchenhafte Scheu hielt sie zurück, sich ihrem

Bruder anzuvertrauen; desto mehr verdroß es sie, bei diesem so wenig Entgegenkommen zu finden. Nachdem die Unterhaltung zwischen Beiden ungefähr eine Viertelstunde gedauert und noch zu keinem erheblichen Resultat geführt hatte, verlor Bertha die Ruhe, mit der sie bis dahin die Antworten ihres Bruders aufgenommen hatte.

„Nun, Meister René,“ sagte sie, sich erhebend, „es scheint mir, daß wir heute den Geheimnißvollen spielen wollen. Ich werde mich bei Gelegenheit dessen zu erinnern wissen.“ Sie nickte ihm böse lächelnd zu und that, als ob sie das Zimmer verlassen wollte.

René war durchaus nicht geneigt, sich mit seiner Schwester zu zanken. „Wie kannst Du nur so sprechen!“ sagte er. „Ich begreife Dich wirklich nicht. Habe ich auf irgend eine Frage Antwort verweigert? — Sage mir, was Du wissen willst und Du sollst Alles erfahren, was ich im Stande bin, Dir zu sagen.“

Bertha hatte nicht die Absicht gehabt, unverrichteter Sache fortzugehen und setzte sich wieder.

„Du sollst mir sagen, was Du von Herrn Tressan weißt,“ antwortete sie.

„Aber, weshalb, meine kleine Bertha, interessirst Du Dich für Olivier?“ fragte René.

„Weshalb?“ Sie dachte eine Secunde nach, just so lange, wie sie gebraucht hatte, um das Wort „weshalb“ langsam auszusprechen. Dann hatte sie eine Antwort gefunden und sagte:

„Kannst Du verschwiegen sein, wenn ich Dir etwas anvertraue?“

„Das solltest Du nicht fragen. Das weißt Du."

„Nun ja, Du bist mein guter Bruder. Du verräthst mich nicht. Was ich Dir sage, darf aber Niemand erfahren; selbst die Mutter nicht."

„Von mir wird es Niemand erfahren."

„Nun so höre: Ich interessire mich für Herrn Tressan, weil ich erfahre, daß er sich möglicherweise mit Jemand, den ich kenne, verheirathen wird."

„So? . . ." antwortete René gedehnt, überrascht und beruhigt. „Das ist ganz etwas Anderes. Weshalb hast Du mir das nicht gleich gesagt? — Mit wem will sich Olivier verheirathen?"

„Das darf ich Dir nicht sagen."

René, der an alle jungen Mädchen seiner Bekanntschaft eher als an Bertha dachte, sobald von einer zukünftigen Frau für Tressan die Rede war, der außerdem wußte, daß seine Schwester ihm nichts sagen würde, wenn sie einmal den Entschluß gefaßt hatte, ihm etwas zu verschweigen, wurde nun wieder schwatzhaft, wie er es von Natur war, und kramte sein ganzes Wissen in wohlgesetzter Rede vor seiner lauschenden Schwester aus. — Er besaß ein gar nicht unbedeutendes Erzählertalent, und war, wenn auch ein oberflächlicher, so doch ein aufmerksamer Beobachter, der Vieles sah, behielt und combinirte, und bei den meisten seiner Bekannten den Ruf eines gescheidten Menschen hatte. Bertha, die ihn am meisten liebte, beurtheilte ihn am strengsten; aber sie war sogar ungerecht, wenn sie ihn für beschränkt hielt. Er war, im Gegentheil, recht verschmitzt und weit-

sichtig, besonders, wenn es sich um seinen eigenen Vortheil handelte. — Bertha erfuhr von ihm, daß Tressan ein Verhältniß mit Bianca Alzati unterhalten habe, daß er sich nun aber zu verheirathen wünsche und eine reiche Frau suche.

Bertha wurde abwechselnd roth und blaß, als von der schönen Italienerin die Rede war; sie wartete ängstlich und ungeduldig, den Namen ihrer Cousine Marie aussprechen zu hören; aber dieser kam nicht über René's Lippen. Er schloß seine Erzählung mit einem getreuen Bericht des langen Gesprächs, das er mit Tressan am heiligen Abend gehabt hatte, und versicherte, daß er nun Alles gesagt, was er von seinem Freunde wisse.

„Du verschweigst mir nichts?" fragte Bertha, ihn scharf ansehend.

„Nichts," antwortete er, den Blick ruhig erwiedernd.

„Dann bist Du mit Blindheit geschlagen, mein armer René," sagte sie halb mitleidig, halb verdrießlich. Sie sann einen Augenblick nach und fuhr in gleichgültigem Tone fort: „Geht Herr Tressan nicht sehr häufig zu Marie?"

René blickte überrascht, fast erschrocken auf. Er sah seine Schwester lange und nachdenklich an und sagte endlich: „Du hast vielleicht Recht."

Sie nickte ihm bedeutsam zu.

„Seit einiger Zeit," fuhr René fort, gleichsam zu sich selbst sprechend, „hat Olivier seine Besuche bei den Vieuvilles beinahe gänzlich eingestellt."

„Du mußt herausfinden, welchen Grund dies hat."

„Ja, ich will mich bemühen."

„Und Du mußt mir Alles sagen, was Du in Erfahrung bringst.“

„Ich werde Dir nichts verschweigen.“

„Du bist mein guter Bruder; Du kannst Dich immer auf mich verlassen; und ich verlasse mich auf Dich. — Daß aber Niemand, selbst die Mutter nicht, von dieser Unterredung erfahre!“

René versprach vollständige Verschwiegenheit, und nachdem er von seiner Schwester Instructionen empfangen hatte wie er sich Tressan, Vieuville und dessen Frau gegenüber verhalten solle, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, begab er sich zu Vieuville, den er am leichtesten ausforschen zu können glaubte.

Er wurde von diesem freundlich empfangen und fand keine Schwierigkeit, das Gespräch auf Tressan zu lenken, da Vieuville selbst die Gelegenheit dazu bot. Kaum hatte der Baron nämlich seinen Gast begrüßt, als er ihn fragte, ob er eine Dame kenne, die er, Vieuville, am heiligen Abend in der Madelaine gesehen habe. Nach der Beschreibung, die er von ihr machte, antwortete Lemercier ohne Zögern: „Das könnte sehr wohl Frau Bianca Alzati sein,“ und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Ja, das wird sie und keine andere gewesen sein, denn nun erinnere ich mich, daß sie Illien, der an jenem Abend mit uns bei ihr soupirte, erzählt hat, sie habe ihn in der Kirche gesehen.“

Vieuville, der in anderen Kreisen als Lemercier und Tressan lebte und selten in einen Club kam, kannte die Geschichte der schönen Italienerin nur oberflächlich. Er

hatte ihren Namen wohl gehört, aber sich nicht für sie interessirt. Nun schien er ebenso begierig wie Illien und Bertha, Alles zu erfahren, was René über sie zu erzählen wußte. — Vieuville war diesem als Zuhörer ebenso willkommen, wie jeder andere, und erfuhr bald Alles, was Lemercier über die Signora Alzati eine Stunde früher seiner Schwester und einige Tage vorher dem Grafen Illien mitgetheilt hatte. Seine Berichterstattung beschäftigte René dermaßen, daß er gar nicht bemerkte, wie Vieuville während des Zuhörens immer nachdenklicher wurde.

„Wo wohnt die Signora Alzati?" fragte der Baron.

Lemercier gab ihre Adresse.

„Und dort empfängt sie Herrn Tressan?"

„Versteht sich. Sie hat keinen Grund sich zu geniren und ihn irgendwo anders zu empfangen."

Das leuchtete auch Vieuville ein. Er wurde wieder unruhig, argwöhnisch. Wenn Frau Alzati und die verschleierte Dame, die er in der Avenue de l'Empereur gesehen hatte, eine und dieselbe Person wären? Daß Frau Alzati in diesem Falle den Platz einer andern eingenommen haben würde, schien ihm mehr als wahrscheinlich. — Aber wer war diese Andere? Wenn es doch Marie wäre? Wenn sie ihn dennoch täuschte?

„Was fehlt Ihnen, Vieuville? Sie sind ganz blaß geworden?" fragte Lemercier.

Ein Diplomat war an dem Baron nicht verdorben. Er ballte die Faust und antwortete mit den Zähnen knirschend: „Eine Gewißheit fehlt mir, Herr Lemercier, eine Gewißheit!"

An dem überraschten Gesichte, mit dem sein Gast ihn ansah, merkte er, daß er wieder einmal eine Ungeschicklichkeit begangen hatte. Er wollte dies gut machen und verwickelte sich in den unwahrscheinlichsten Explicationen. Lemercier verstand von all' dem nur soviel, daß die Mittheilung, die er Vieuville gemacht, diesen in hohem Grade beunruhigt hatte. Er nahm sich vor, seiner „kleinen Bertha" getreulich darüber zu berichten; aber er wollte dieser noch mehr sagen können, und sich der Instructionen erinnernd, die sie ihm gegeben hatte, sagte er in einem so harmlosen Tone, wie er annehmen konnte:

„A propos, da wir von Tressan sprechen: Wie kommt es, daß ich ihn seit einiger Zeit niemals mehr bei Ihnen treffe? Ist etwas zwischen Ihnen und ihm vorgefallen?"

„Was wollen Sie damit sagen?" fuhr Vieuville zornig auf.

Lemercier wich betroffen zurück. „Auf mein Wort, Vieuville, ich verstehe Sie nicht," stammelte er. „Ich richte eine harmlose Frage an Sie, und Sie antworten mir darauf, als ob ich Sie beleidigt hätte. Da liegt ein Mißverständniß vor."

Vieuville hatte eine zweite Ungeschicklichkeit begangen und fühlte dies. Lemercier wußte augenscheinlich nichts. In seiner Verlegenheit fand der Baron kein besseres Mittel, das Geschehene wieder gut zu machen, als Lemercier halbes Vertrauen zu schenken. Er sagte ihm, daß Tressan früher vielleicht etwas zu oft in sein Haus gekommen sei, daß dies zu allerlei Gerede Veranlassung gegeben habe, und daß es ihn deshalb verdrieße, davon sprechen zu hören. Lemercier sah

ihn, während er sprach, verwundert an und erwiederte kein Wort. Vieuville nahm ihm darauf die Hand und fügte hinzu: „Sie sind ein naher Verwandter meiner Frau, und Sie kennen mich seit langen Jahren. Ich hoffe, wir sind gute Freunde. Nehmen Sie mir die Lebhaftigkeit, mit der ich gesprochen habe, nicht übel. Ich bin seit einiger Zeit etwas nervös . . . Und, Lemercier, erwähnen Sie des Gespräches nicht, das wir gehabt haben. — Sie versprechen es mir?“

„Gern.“

„Ich danke Ihnen . . . Ich bin ein unglücklicher Mensch!“

Dritte und letzte Ungeschicklichkeit, denn nun ging Lemercier seiner Wege, um Bertha seine Unterhaltung mitzutheilen. Diese hörte ihm mit strahlenden Augen zu: „Das hast Du gut angefangen,“ sagte sie.

René wunderte sich wohl etwas darüber, daß seine Schwester ein so großes Interesse an Tressan und Marie zu nehmen schien; aber er gab sich nicht die Mühe, lange darüber nachzudenken und sagte sich, daß ihm Bertha über kurz oder lang wohl den Schlüssel zu dem Geheimniß geben werde. Einstweilen wollte er seine Beobachtungen in der ihm von seiner Schwester angedeuteten Richtung fortsetzen. Er selbst war neugierig zu erfahren, ob Marie wirklich schuldig sei; und sodann lag ihm auch daran, Bertha, die ihm so oft gefällig war, einen Dienst zu leisten.

„Mit wem mag Tressan sich verheirathen wollen?“ fragte er sich. „Vielleicht mit Anna,“ meinte er. In diesem Falle hatte Bertha vollkommen recht, wenn sie in

Erfahrung bringen wollte, in welchem Verhältniß er zu Marie gestanden hatte und noch stand.

Vieuville ging, nachdem Lemercier ihn verlassen, unruhig in seinem Zimmer auf und ab. Er gehörte zu den Leuten, die einige Beobachtungsgabe, viel Einbildungskraft und sehr wenig Urtheil besitzen. Er war erfinderisch in schlechten oder unausführbaren Plänen. — Er dachte daran, sich seiner Schwiegermutter oder seinem Schwiegervater anzuvertrauen, und sich bei diesen Rath zu holen; dann verfiel er auf den Gedanken, Sir Richard Harvey oder die Gräfin Daxat in sein Geheimniß zu ziehen. Gleich darauf fragte er sich, was er von diesen verlangen konnte? Er durfte und wollte Marie noch nicht anklagen. Er mußte zunächst Beweise ihrer Schuld haben . . . Wenn er zu der Italienerin ging? Lemercier hatte ihm gesagt, daß sie Tressan liebe. Dann mußte sie eifersüchtig auf ihn sein, dann war sie seine, Vieuville's, natürliche Verbündete! Aber unter welchem Vorwande sollte er sich bei ihr einführen? . . . Und wenn sein Argwohn doch noch unbegründet wäre? Wie lächerlich würde er sich machen! — Er war rathlos! — Eines wußte er aber mit Bestimmtheit: er haßte den Mann, der ihm seine Ruhe geraubt hatte.

Bertha ließ sich am Abend desselben Tages von ihrer Mutter zu den d'Eltangs begleiten. Es war ein Donnerstag; die Baronin empfing an jenem Abend, es sollte getanzt werden, und Bertha durfte hoffen, im Salon ihrer Tante mit Vieuville und seiner Frau und vielleicht auch mit Tressan zusammenzutreffen. Sie wollte Beobachtungen anstellen, und wenn sich

eine Gelegenheit bot, mit Tressan sprechen. — Sie hatte ihn seit mehreren Tagen nicht gesehen; sie sehnte sich nach ihm. — O! wenn er zur Vernunft kommen, wenn er einsehen wollte, wie ihre Liebe so unendlich werthvoller sei als die ihrer einfältigen Cousine Marie oder gar die jener zweifelhaften Person, der abenteuernden Italienerin! Wie gern würde sie ihm vergeben haben, daß er sie seit einem Jahre unglücklich machte! Denn sie liebte ihn innig, zärtlich, eifersüchtig. Ihr Herzschlag stockte, wenn er ihr unbefangen die Hand reichte, und sie erblaßte, wenn sein Blick sie gleichgültig und kalt streifte. Sie verbarg ihre Liebe vor der ganzen Welt: vor ihrer Mutter und ihren Brüdern wie vor Fremden; sie schämte sich derselben; ihr stolzes, jungfräuliches Herz empörte sich dagegen; aber sich selbst gestand sie ein, daß das Verlangen, Tressan lieben zu dürfen, von ihm wieder geliebt zu werden, sie verzehre.

Die Vieuvilles waren unter den ersten Gästen, die sich bei den d'Eltangs einfanden; bald darauf erschienen Sir Richard Harvey und Illien, etwas später wurde die Gräfin Daxat angemeldet, und endlich zeigten sich auch Tressan und René Lemercier. Diese Beiden hatten zusammen gespeist, und René hatte während des Essens dieselbe Frage an seinen Freund gerichtet, die im Laufe des Nachmittags so großen Eindruck auf Vieuville gemacht hatte.

„Weshalb sieht man Sie nicht mehr bei meiner Cousine?“ hatte er Tressan gefragt.

Dieser hatte ihn mit seinen scharfen dunklen Augen forschend angesehen und hatte dann einige banale Erklärungen gegeben.

„Tressan ist nicht so einfältig wie Vieuville," berichtete René seiner Schwester. „Der verräth sich nicht."

Bertha's Blicke verfolgten ihn: er ging grüßend von einem Bekannten zum andern; unterhielt sich einige Minuten mit der Gräfin Daxat und der Baronin Vieuville, mit Sir Richard und Illien und ließ sich endlich neben Anna d'Eltang nieder. Bertha's scharfe Augen wanderten unermüdlich von einem Punkte des Salons zum andern, um immer wieder und wieder zu Tressan zurückzukehren.

Ein bitteres Lächeln verzog ihre schmalen Lippen: Welch' närrische Welt! Da saß Tressan und bemühte sich, Anna zu unterhalten, die ihm nicht zuhörte und nur Augen für Illien hatte. Dieser war von der schönen Gräfin gefangen gehalten und sah gelangweilt aus; und dann kamen die beiden Vieuvilles: er schaute finster, sie traurig darein. „Eine heitere Gesellschaft!" sagte sich Bertha, „und das nennen die Leute sich amüsiren." Sie zuckte die Achseln und näherte sich der Gräfin Daxat. Sie war neugierig zu hören, was die schöne Frau dem jungen Russen erzählte. — Es verlohnte nicht der Mühe. Die Gräfin sprach von ganz gleichgültigen Dingen. Doch schien sie verdrießlich, daß eine dritte Person sich in die Unterhaltung mischen wollte und wurde plötzlich schweigsam. „Störte ich da vielleicht?" fragte sich Bertha. „Sollte sich die schöne Martha in den jungen hübschen Grafen verliebt haben?"

Illien benutzte die Gelegenheit, die ihm durch Bertha's Kommen geboten war, um sich von der Gräfin zu entfernen; aber er setzte sich nicht zu Anna, sondern näherte sich nachlässig

der Ausgangsthür und war plötzlich, obgleich es noch früh am Abend war, aus dem Salon verschwunden. Anna hätte weinen mögen, als sie dies bemerkte, und Martha biß sich auf die schönen rothen Lippen und empfing Harvey, der sich ihr nun näherte, so unfreundlich, daß dieser sie überrascht und bestürzt ansah und betroffen fragte, was ihr fehle. Sie sammelte sich darauf schnell und sagte mit einem erzwungenen Lächeln, sie leide an Kopfschmerzen; es sei sehr heiß im Salon, sie werde sich bald entfernen. Darauf nahm sie Harvey's Arm, auf den sie sich vertraulich stützte, und ließ sich von ihm zum Buffet führen. Dort machte sie ihrer üblen Laune Luft, indem sie Fräulein Bertha Lemercier für eine der unangenehmsten Personen erklärte, die ihr im Leben begegnet seien. „Ich sann seit fünf Minuten darüber nach," sagte sie, „wie ich mich von ihr frei machen könnte. Die üble Laune, in der Sie mich fanden, war nichts als tödtliche Langeweile. Jetzt fühle ich mich wieder wohl."

Sie sah den Baronet freundlich an.

„Ich danke Ihnen," sagte dieser mit sonderbarem Nachdruck.

„Wofür?" fragte Sie verwundert.

„Dafür, daß Sie bemerkten, daß Sie mir soeben wehe gethan haben," antwortete er, und daß Sie nun versuchen, dies wieder gut zu machen.

Sie sah ihn mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln an, in dem etwas von Spott lag, und ließ sich von ihm in den großen Salon zurückführen, wo nun getanzt wurde.

Tressan saß noch immer neben Anna. Bertha wurde darüber ungeduldig, und sandte ihren Bruder ab, um das

junge Mädchen zum nächsten Walzer aufzufordern. Als dieser Tanz bald darauf gespielt wurde und Anna sich erhob, stand Tressan ebenfalls auf; aber er näherte sich nicht Bertha, wie diese einen Augenblick gehofft hatte, sondern ging nachlässig auf den Baron Vieuville zu, der in einer Ecke stand und von dort aus die Baronin überwachte, die soeben die Einladung eines jungen Mannes angenommen hatte und mit diesem tanzte.

Tressan bemerkte sofort, daß Vieuville wieder übler Laune sei, und war darüber etwas beunruhigt; aber er sprach mit anscheinender Unbefangenheit, bis Vieuville ihn plötzlich mit der Frage überraschte, wie sich die schöne Signora Alzati befände.

„Ich wußte nicht, daß Sie sie kennen," antwortete Tressan. „Sie hat mir nie von Ihnen gesprochen."

„Ich kenne sie in der That nicht," antwortete Vieuville, „aber ich weiß, wie sie aussieht und wer sie ist. Ich sah sie vor einigen Wochen in der Kirche und habe mich nach ihr erkundigt, da sie mir durch ihre große Schönheit auffiel."

Ein vielverzweigter Gedanke stieg unklar in Tressan's Gehirn auf. Er gab sich keine Mühe, ihn auszudenken. Er gehörte zu den Leuten, die sich auf ihre Geistesgegenwart verlassen, um irgend eine neue Situation zu ihrem Nutzen auszubeuten, und die deshalb immer gern bereit sind, solche Situationen zu schaffen.

„Wenn Sie Frau Alzati vorgestellt zu sein wünschen," sagte er, „so soll es mir Vergnügen machen, Sie bei ihr einzuführen."

Vieuville, der im Gegensatz zu Tressan durch alles Neue und Unerwartete in Verlegenheit gesetzt wurde, zauderte eine Secunde; dann erinnerte er sich, daß er am Nachmittag einen Augenblick daran gedacht hatte, die Signora Alzati aufzusuchen; daß ihre Bekanntschaft ihm möglicherweise von Nutzen sein könnte, und er nahm Tressan's Anerbieten an. Dieser erbot sich darauf, dem Baron innerhalb weniger Tage mitzutheilen, wann die Vorstellung stattfinden könne, und brach dann das Gespräch ab, da der Walzer jetzt beendet war und Frau von Vieuville, von ihrem Tänzer begleitet, sich ihnen näherte.

Marie und Tressan wechselten zunächst einige gleichgültige Worte mit einander, aber als der Baron sich eine Secunde abwandte, um den höflichen Gruß zu erwiedern, mit dem der Tänzer der Baronin sich ihm empfahl, raunte Marie ihrem Nachbar Tressan zu:

„Morgen um vier Uhr bei Martha."

Tressan gab durch ein Senken der Wimper zu erkennen, daß er verstanden habe und entfernte sich bald darauf, um die Tochter des Hauses zum nächsten Tanz aufzufordern.

Es lag ihm sehr daran, das junge Mädchen für sich zu gewinnen. Sie war aus guter Familie, jung, hübsch und vor allen Dingen, sie war reich. Tressan wußte ganz genau, daß sie eine Million Franken Mitgift bekommen und nach dem Tode der Eltern das Doppelte erben würde. Er hatte in einer früheren Unterredung mit René geäußert, daß er nicht zu den Leuten gehöre, die den Tod eines Verwandten discontiren; aber er hatte sich geschmeichelt, als er das sagte.

Er war in großer Geldverlegenheit, seine Gläubiger trieben ihn mehr und mehr in die Enge, er schuldete weit größere Beträge, als er seinem Freund Lemercier angedeutet hatte, und er hätte sich keinen Augenblick besonnen, auf eine zukünftige Erbschaft hin Geld zu entnehmen, wenn er nur einen gefälligen Wucherer gefunden, der ihm darauf hin Geld hätte borgen wollen. Als Bräutigam von Anna d'Eltang hätte er Geld gefunden. Er mußte Geld haben, und er wußte nicht mehr, an wen er sich wenden sollte, um etwas zu bekommen. Anna war freilich die Schwester von Marie. Das kümmerte ihn nicht; sein Gewissen gestattete ihm Alles, was ihm unbequem war, als Vorurtheil zu betrachten. Es war ein Vorurtheil in seinen Augen, daß es einem Manne nicht gestattet sein sollte, gleichzeitig der Geliebte der einen und der Gatte der anderen Schwester zu sein.

Warum nicht? — Er gab sich große Mühe, Anna zu fesseln; aber diese schien blind und taub für seine liebenswürdigen Eigenschaften. Dies entmuthigte ihn jedoch nicht. Er hatte sich bis dahin nur wenig um das junge Mädchen bekümmert und gar nicht gehofft, ihr Herz sofort zu gewinnen; aber er war zuversichtlich, daß ihm dies mit der Zeit gelingen werde. Er hatte in seinem Leben viele Siege über Frauenherzen davongetragen; es wäre merkwürdig gewesen, wenn ein junges Mädchen ihm widerstehen wollte. Er verließ sie nach dem Tanze und näherte sich nun endlich Bertha Lemercier. Dort wurde er mit strahlenden Augen und klopfendem Herzen empfangen, dort fanden seine Reden aufmerksames Gehör. Es war Tressan ganz Recht, sich auch Bertha's Gunst zu sichern.

Sie war Anna's Cousine und kam vielleicht in die Lage, ihm eines Tages von Nutzen zu sein. Daß das junge Mädchen in ihn verliebt sein könnte, daran dachte er nicht.

Männer und Frauen sind scharfsichtig, dort Liebe zu entdecken, wo sie lieben oder lieben wollen; aber für gleichgültige Personen sind die meisten Männeraugen schwachsichtig. Wenn Anna d'Eltang Herrn Tressan so bewillkommt hätte, wie Bertha es that, so würde Tressan sich gesagt haben: „Sie ist mein" — Bertha's funkelnde Augen verriethen ihm nichts. — Er verließ sie, nachdem er einige Minuten mit ihr gesprochen und mit ihr getanzt hatte, kehrte noch einmal zu Anna zurück, versuchte eine Unterhaltung mit dem Baron d'Eltang anzuknüpfen, was ihm jedoch nur schlecht gelang, da ihn der alte Herr mit eisiger Kälte empfing, setzte sich sodann zur Baronin d'Eltang, die als Wirthin jedoch zu beschäftigt war, um ihm längere Zeit ungetheilte Aufmerksamkeit schenken zu können, und entfernte sich endlich, nicht ganz mit dem Abend zufrieden, von dem er mehr gehofft, als er erreicht hatte.

Die andern Gäste verschwanden ebenfalls bald darauf. — Die Baronin d'Eltang wußte sehr wohl, weshalb ihre arme Anna so traurig aussah und richtete deswegen keine Frage an sie; aber der alte Baron hatte etwas auf dem Herzen, das ihn noch verdrießlicher als gewöhnlich machte.

„Ich weiß nicht, ob Du bemerkt hast," sagte er der Baronin, „daß der elegante Herr Tressan, der sogenannte ‚unwiderstehliche' Olivier, sich während des ganzen Abends beinahe ausschließlich mit Anna beschäftigt hat. Ich habe über den jungen Mann mancherlei Geschichten gehört, die

mich nicht zu seinen Gunsten einnehmen. Er ist ein Spieler und hat verschiedene andere liebenswürdige Eigenschaften, die ihn in meinen Augen sehr wenig qualificiren, mein Schwiegersohn zu werden."

„Gute Nacht, lieber Gaston!" — antwortete die Baronin. Aber zum ersten Male seit langen Jahren dachte sie über das, was der Baron ihr gesagt hatte, nach und nahm sich vor, genauere Erkundigungen über Herrn Olivier Tressan einzuziehen. Er war ein liebenswürdiger und ein gefährlicher Mann. Er sollte sich ihrer Tochter nicht zu sehr nähern. Sie beschloß, sich in dieser Angelegenheit an René Lemercier zu wenden. Er galt für Tressan's Freund; aber die Baronin hatte keine sehr hohe Achtung vor dem in der Gesellschaft so oft gemißbrauchten Titel: „Freund". Familienbande sind in Frankreich von außerordentlicher Zähigkeit. Wenn es sich um einen nahen Verwandten handelt, so gilt der Freund dort nicht viel. Die Baronin war zuversichtlich, daß freundschaftliche Rücksichten auf Tressan ihren Neffen, René Lemercier, nicht verhindern würden, seiner Tante die volle Wahrheit über jenen zu sagen.

XI

Am Tage nach der letzten Soirée bei den d'Eltangs war vor dem Essen Empfang bei der Gräfin Daxat. Harvey begab sich zu ihr. Er hatte bemerkt, daß Frau von Vieuville seit einiger Zeit wieder unruhig und traurig geworden war, und er wollte ihr Gelegenheit bieten, sich an einem dritten Orte, wo sie von ihrem Manne nicht beobachtet war, mit ihm auszusprechen.

Mehrere Personen befanden sich bereits im Salon der Gräfin, als Harvey angemeldet wurde, darunter die Baronin von Vieuville, Illien und Tressan. Der junge Russe war, wie gewöhnlich, von der Gräfin in Anspruch genommen; Tressan unterhielt sich mit Frau von Vieuville. Diese begrüßte ihren alten Freund Harvey mit gewohnter Herzlichkeit und lud ihn ein, neben ihr Platz zu nehmen. Der Baronet glaubte jedoch zu bemerken, daß er ein intimes Gespräch zwischen Marie und Tressan unterbrochen habe. Er stand deshalb nach einigen Minuten bereits wieder auf und trat an einen Tisch, auf dem verschiedene Bücher und Albums lagen, in denen er, um irgend etwas anzufangen, zu blättern anfing. Die Gräfin schien ihn heute gar nicht zu bemerken; auch Marie hatte sich, sobald er aufgestanden war, wieder zu ihrem Nachbar Tressan gewandt.

Harvey warf einen beobachtenden Blick auf die beiden Gruppen. Er bemerkte, daß die Gräfin sich Mühe gab, eine große und peinliche innere Erregung zu verbergen, und daß Marie blaß geworden war und mit trostloser Traurigkeit vor sich hinblickte. Auch der elegante Olivier Tressan sah durchaus nicht zufrieden und glücklich aus. Er hatte sich in wenigen Wochen merklich verändert: seine großen, dunklen Augen glänzten wie die eines Fieberkranken, seine Wangen waren eingefallen, und der Ausdruck seines Gesichtes, sowie seine ganze Haltung zeugten von Ermattung.

Tressan war in der That in einer verzweifelten Lage. Er hatte in der vergangenen Nacht, nachdem er die d'Eltangs verlassen, wieder unglücklich gespielt und schuldete nun eine

bedeutende Summe, die ohne Säumen bezahlt werden mußte. Er war während des ganzen Tages umhergelaufen, um sich Geld zu borgen, hatte aber nur einen verhältnißmäßig kleinen Betrag gefunden — nämlich bei Illien, der ihm mit Stolz und Vergnügen Alles gegeben hatte, was er an baarem Gelde besaß — und wußte nun kaum noch, was er anfangen sollte, um sich zu helfen. Er konnte sich noch an zwei Personen wenden: an René und an Harvey. Ersterer durfte jedoch kaum in Betracht kommen. Tressan wußte, daß sein Freund von einer Pension, die seine Mutter ihm auszahlte, lebte, und nicht selten selbst in Geldverlegenheit war; dann berechnete er auch, daß es unklug sei, den Vetter von Anna d'Eltang zum Mitwisser seiner Verlegenheit zu machen. Er traute René nicht mehr, als dieser es verdiente.

Harvey! — Tressan fürchtete sich vor ihm. Er konnte sich nicht Rechenschaft davon ablegen, woher dieses Gefühl entstanden war, aber es war kein Zweifel darüber, daß es in ihm existirte. Wenn Harvey ihn beim Sprechen ruhig und gerade ansah, so fühlte Tressan unwillkürlich den Unterschied zwischen einem Ehrenmann im wahren Sinne des Wortes und dem Manne, dem es mit Mühe und Sorgen gelingt, den äußeren Schein eines solchen aufrecht zu erhalten. — Tressan fühlte sich nicht mehr ganz rein. Die Noth hatte ihn bereits zu einigen schwer zu rechtfertigenden Schritten getrieben. Er beabsichtigte, dies Alles wieder gut zu machen; kein Mensch sollte einen Heller an ihm verlieren; er wollte Geld verdienen, wenn er es nicht beim Spiel wieder gewinnen konnte; alle seine Gläubiger sollten schließlich bezahlt werden — einstweilen

jedoch durfte er in der Wahl seiner Mittel, sich Geld zu verschaffen, nicht allzu ängstlich sein. — Er war es durchaus nicht mehr. Er nahm Geld, wo er es finden konnte. — Harvey hatte nie ein Wort über seine Verhältnisse mit ihm gewechselt; doch schien es Tressan, als ob der Engländer ihn durchschaue. — Nein! Er hatte nicht den Muth, sich an diesen zu wenden, wenigstens heute nicht. — Aber das Geld mußte geschafft werden, und zwar sofort. Seine Ehre, oder vielmehr das Wenige, was er noch dafür hielt, stand auf dem Spiele.

Niemand wußte es. Tressan hatte gestern, als er vom Spieltische aufstand, mit derselben äußern Ruhe wie bei vielen anderen Gelegenheiten gesagt: „Wir reguliren morgen.“ — Und die glücklichen Spieler, die seine Gläubiger geworden waren, hatten darauf mit dem gebräuchlichen, gleichgültigen Kopfnicken geantwortet; — der Kutscher, der vor dem Club auf ihn wartete, Franz Lecouvreur, der ihm die Thür seiner Wohnung öffnete und ihm beim Ausziehen behülflich war, hatten ihn schweigsam und herablassend gefunden, wie er es ihnen gegenüber immer war — aber Tressan wußte, daß er jetzt den letzten Act eines Dramas aufführte, und daß es von der ihm selbst noch unbekannten, naheliegenden Schlußscene abhänge, ob dasselbe als ein Trauer- oder ein Schauspiel zu bezeichnen sein werde. Er hatte seit Monaten seinen Ruin klar und deutlich kommen sehen, aber bis zum letzten Tage gehofft, denselben hintertreiben oder wenigstens verschieben zu können. Es bedurfte dazu nicht viel: nur etwas Glück — Zeit gewonnen, war Alles gewonnen; denn mit der Zeit

konnte er eine Frau und Geld finden. Aber der gestrige unglückliche Abend hatte ihn hülflos gemacht. Hätte er gewonnen, was er verloren hatte, so wäre es ihm möglich gewesen noch Wochen, ja vielleicht Monate lang an seiner Rehabilitation zu arbeiten. Es war unnütz, daran zu denken. Er hatte verloren — und wenn er nicht Rath schaffte, wenn es ihm nicht gelang, innerhalb der wenigen Stunden, die bis zum Abend noch vor ihm lagen, Geld aufzutreiben, so war Alles verloren. Er hatte fünftausend Franken in seinem Portefeuille, die Illien ihm mit freudestrahlendem Gesichte, mit Bitten um Entschuldigung, daß es nicht mehr sei, geliehen — und sonst nichts, nichts! — Und er schuldete, außer den bedeutenden alten Schulden, die er in diesem Augenblick gar keines Gedankens würdigte, vierzigtausend Franken, die sofort bezahlt werden mußten. Er war bereits oft in großer Noth gewesen; aber er hatte dann immer zwei bis drei Leute gekannt, auf die er rechnen konnte, um ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Aber Alles hat sein Ende: das Wohlwollen von Bekannten, das Vertrauen von Wucherern, die Geduld von Gläubigern. Tressan hatte Alles bis zum Aeußersten ausgenutzt; er war am Ende. Er hätte vielleicht noch vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden gewinnen können, indem er sich krank meldete. — Wozu hätte das genutzt? Er wußte, daß er morgen gerade dieselben Ressourcen haben würde, wie heute, d. h. gar keine, wenigstens keine, an die er denken konnte und wollte. — Eine Ausflucht blieb ihm. Nicht der Tod. Daran dachte er nicht. Etwas Unwürdigeres. Dies letzte Hülfsmittel hatte sich bereits bei anderen Gelegenheiten seinem

Geiste dargestellt. Er hatte es mit dem Rest von Anstands-gefühl, das ihm blieb, zurückgewiesen. Aber nun war er in Verzweiflung. Wenn die Gelegenheit günstig war, so wollte er zu diesem letzten Mittel greifen.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte Marie. „Sie sehen bleich und angegriffen aus.“

Die Beiden konnten ungestört mit einander sprechen; Niemand in dem großen Salon schien sie zu beachten; Jedermann sah, daß sie sich etwas zu sagen hatten, und machte es sich stillschweigend zur Pflicht, ihnen dies zu ermöglichen.

„Es ist unnütz, davon zu sprechen,“ antwortete Tressan; „Sie können mir doch nicht helfen.“

„Das ist kein Grund, weshalb Sie mir Ihre Sorgen verschweigen sollten. — Was fehlt Ihnen?“

Tressan zauderte einen Augenblick — aber nur einen Augenblick — dann griff er nach jenem letzten Hülfsmittel. Er schämte sich nicht vor sich selbst, indem er dies that. Seine einzige Sorge war, daß es ihm gelingen möge, die Sache so darzustellen, daß er Marie gegenüber den Schein der Ehrenhaftigkeit retten und sie bewegen möge, ihm zu helfen.

„Ich bin in augenblicklicher Geldverlegenheit,“ sagte er mürrisch. „Nun wissen Sie, was mich quält, und nun thun Sie mir den Gefallen, nicht weiter davon zu sprechen.“

„Olivier!“ sagte sie flehend.

„Was?“ fragte er mit vollkommen gespielter Verwunderung.

„Sind Sie mir nicht schuldig, mich wie Ihren besten Freund zu betrachten?“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Habe ich nicht Alles: meine Ehre, mein Leben, für Sie auf das Spiel gesetzt? Wissen Sie nicht, daß ich jedes Opfers für Sie fähig bin, und kann ich dagegen nicht verlangen, daß Sie Vertrauen zu mir haben, daß Sie mich nicht für unwürdig halten, Ihnen einen leichten Dienst zu leisten, einen Dienst, den Sie von fremden Leuten“ — sie sah sich im Salon um, sie wußte nicht, wie wahr sie sprach — „von Illien, von Harvey ruhig annehmen würden?“

„Ich verstehe Sie nicht, oder vielmehr ich will und darf Sie nicht verstehen,“ antwortete Tressan mit vieler Würde . . „Wenn Sie ein Wort mehr sagen, so stehe ich auf und entferne mich.“

Die arme, thörichte, gläubige Marie nahm ihn beim Worte. Sie biß sich die Lippen blutig, um ihre Bewegung zu verbergen, um nicht in Thränen auszubrechen; aber sie schwieg. Dabei fand Herr Olivier Tressan nicht seine Rechnung.

„Es thut mir leid, wenn ich Ihnen wehe gethan habe,“ sagte er. „Verzeihung Marie! Aber an meiner Stelle . . .“

Sie unterbrach ihn. „Folgen Sie mir in den kleinen Salon“ — sagte sie. „Ich kann hier nicht sprechen. Ich fürchte mich vor den Leuten.“

Sie erhob sich, und mit jener bewunderungswürdigen Herrschaft über ihre innere Bewegung, die den Frauen hoch civilisirter Gesellschaften angeboren zu sein scheint, sagte sie, sich an die Gräfin wendend:

„Wo ist das große Album mit den Copien aus dem Louvre, das Sie mir gestern zeigten?“

„Im kleinen Salon . . . auf dem Tisch,“ antwortete die Gräfin nachlässig.

Marie, von Tressan gefolgt, verließ den großen Salon. Die Gräfin, und ein jeder ihrer Gäste, mit Ausnahme von Illien allein, wußten, daß Frau von Vieuville und Herr Olivier Tressan nur einen Vorwand gesucht hatten, um noch ungestörter sprechen zu können. Die junge Frau und ihr Begleiter verheimlichten sich durchaus nicht, daß die Andern dies verstanden; aber sie kümmerten sich nicht darum. Sie hatten oft andern dieselben Concessionen gemacht, die sie jetzt für sich beanspruchten. Sie hielten den Schein aufrecht, sie respectirten die gesellschaftlichen Formen. Niemand glaubte sich berechtigt, mehr von ihnen zu verlangen. Die Unterhaltung im Salon nahm ihren Fortgang, als sei nichts vorgefallen; Niemand vergaß sich, auch nur durch ein Lächeln oder einen Blick anzudeuten, daß er verstanden habe, was vorgehe; Niemand außer Harvey kümmerte sich wirklich darum.

Marie und Tressan näherten sich im Nebenzimmer einem Tische und schlugen dort das Album auf, nach dem die Baronin gefragt hatte. Sie hatten sich so gestellt, daß sie die offene Thür, die nach dem großen Salon führte, vor sich hatten, ohne jedoch von einem der Gäste der Gräfin beobachtet werden zu können.

„So sieh mich doch an,“ — sagte Marie mit leiser, bebender Stimme. „So antworte mir doch!“

Sie ergriff Tressan's beide Hände und flehte ihn an,

sich ihr anzuvertrauen; sie war rührend, leidenschaftlich beredt in ihren Bitten.

Tressan stand mit zu Boden geschlagenen Augen, stumm, regungslos da. Er war bleich, schmerzlich erregt; nicht aus Scham über seine niederträchtige Heuchelei, nein, er war so ein perfecter Schauspieler, daß er sich instinctmäßig mit seiner Rolle vollständig identificirt hatte. Er war jetzt in Wirklichkeit der stolze, ehrenhafte Mann, der einen harten Kampf kämpft, um der Liebe das zu verschweigen, was ihm die Ehre geheim zu halten gebietet. — Er schlug die Augen auf und sein Blick begegnete dem des geliebten, schönen Weibes. Er wurde schwach. Die Liebe siegte.

„Du thust Unrecht, Marie, mich so zu quälen" — sagte er mit tiefer, leiser Stimme, „Du weißt nicht, wie Du mich marterst; aber ich will lieber alles verlieren als Dein Vertrauen zu meiner Liebe."

Und ohne ihr Zeit zu geben, ihm die schmerzliche Beichte, die er nun machen wollte, zu erlassen, erzählte er ihr eine complicirte Geschichte, von der er fünf Minuten vorher keine Ahnung gehabt hatte, die er während des Sprechens mit einer Fülle von Details, die ihn selbst überraschten, erfand und aus der hervorging, daß er, um einen alten Freund vom Untergange zu retten, Verpflichtungen eingegangen war, die nun erfüllt werden mußten und es nothwendig machten, daß er innerhalb weniger Stunden über fünfzigtausend Franken verfügen könne. — Er nannte fünfzehntausend Franken mehr, als er gebrauchte. „Warum nicht?" — sagte er sich, als er diesen Aufschlag machte. Er stellte sich diese Frage

häufig und beantwortete sie jedesmal in dem von ihm gewünschten Sinne. Ueber wie viel „Vorurtheile" hatten ihn seine Antworten nicht bereits hinweggesetzt! Es war nicht schmählicher, sich fünfzigtausend als fünfunddreißigtausend Franken von Marie zu borgen, und es war praktischer fünfzig- als fünfunddreißigtausend Franken zu bekommen.

Tressan hatte alle Einwendungen vorausgesehen, die Marie ihm möglicherweise machen konnte. Er wußte, daß vornehme Frauen, selbst wenn sie klug sind und einen gewissen nüchternen Geschäftssinn besitzen, aus Mangel an Erfahrung kindliche Naivetät zu zeigen im Stande sind, sobald es sich um Geldangelegenheiten handelt. Die alte Geschichte von der Königin, die sich darüber wundert, daß das Volk nicht Biscuit esse, wenn es kein Brod habe, trifft für viele Frauen zu.

„Ich bin seit heute früh überall umhergelaufen," schloß er seine Erzählung, „um die Summe, die mich unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht genirt haben würde, die ich mit Leichtigkeit in einigen Monaten wieder zurückzahlen könnte, aufzutreiben. Aber ich darf nicht Jedermann dasselbe Vertrauen schenken wie Ihnen. Ich konnte fremden Leuten eben nur sagen, daß ich fünfzigtausend Franken gebrauche. Niemand von meinen Bekannten konnte oder wollte mir diesen Betrag vorschießen. Und nun bin ich wirklich rathlos und weiß nicht, was ich anfangen soll."

Er beobachtete Marie verstohlen. Sie glaubte Alles, was er ihr gesagt hatte; darüber konnte er keinen Zweifel haben. Aber sie war in peinlicher Verlegenheit, und das

beunruhigte ihn. Der Gedanke kam ihm sofort, daß Marie ihm möglicherweise nicht helfen könnte; aber er bereute deshalb nicht, ihr sein Vertrauen geschenkt zu haben. Er hatte in seinem ganzen Leben niemals etwas ganz umsonst gegeben, und er wußte, daß, was auch kommen möge, Marie nun seine moralische Schuldnerin sei und daß sie es irgendwie ermöglichen werde, ihn, ihren Gläubiger zu befriedigen.

Marie blickte rathlos zu Boden und wiederholte langsam, nachdenklich, mit einem Ausdruck schmerzlicher, fast kindlicher Verlegenheit, die einen Fremden gerührt haben würde, die aber Tressan nur verdrießlich machte: „Fünfzigtausend Franken!“

Die Summe erschreckte sie nicht. Sie hatte nicht selten über größere Beträge verfügt, wenn es sich am Ende des Jahres darum handelte, Rechnungen vom Juwelier, von der Schneiderin und Putzmacherin zu bezahlen; — aber sie hatte nie in ihrem Leben fünfzigtausend Franken baaren Geldes zu ihrer freien Verfügung gehabt. Sie besaß in diesem Augenblick nicht den zwanzigsten Theil dieser Summe. Sie hatte nicht daran gedacht, als sie Tressan gebeten, sich ihr anzuvertrauen. Sie hatte damals nur gefühlt, daß sie ihm helfen wollte; — nun fragte sie sich, wie sie ihm helfen könnte. — Aber sie war eine erfinderische kleine Frau; sie verzweifelte nicht so leicht. Es mußte Mittel und Wege geben, fünfzigtausend Franken aufzutreiben. Sie besaß eine Mitgift von einer Million, kostbare Schmucksachen, reiche Verwandte. Sie war im Stande das Geld herbeizuschaffen. Die große Schwierigkeit war nur, dies innerhalb der gegebenen kurzen Frist zu thun.

„Sie gebrauchen das Geld gleich?“ fragte sie.

Er nickte mit dem Kopfe.

„Sie können nicht bis morgen oder übermorgen warten?“

„Nein.“

Sie versank wieder in tiefes Sinnen, man sah an der Contraction der Augenbraunen, an dem starren scharfen Blick der Augen, wie es in dem Gehirn, hinter der weißen, reinen, schönen Stirn arbeitete.

„Heute, weiß ich keinen Rath“ — sagte sie endlich, das Wort „heute“ betonend, „aber sicherlich morgen. Oh! Olivier, versuche es, die Sache auf vierundzwanzig Stunden zu verschieben. Thue es aus Liebe zu mir, Deiner armen Marie, die Dich über Alles liebt, deren höchstes Glück es wäre, Dir einen Dienst zu leisten!“

Tressan wußte mit Bestimmtheit, daß er nun, was er auch sagen möge, auf Marie's Beistand rechnen könne.

„Mein guter Engel,“ sagte er sanft, „sorge nicht; ich werde Rath schaffen.“ Er zauderte und setzte leise, schmerzlich hinzu: „Solltest Du mich morgen hier nicht finden, solltest Du mich nicht wiedersehen, so bewahre mir ein gutes Andenken. Adieu Marie!“

Er sah sie zärtlich an; er hatte Thränen in den Augen.

„Olivier,“ flüsterte sie zitternd, „Olivier, gieb mir Dein Ehrenwort, daß ich Dich morgen um vier Uhr hier treffe. Gieb mir Dein Ehrenwort darauf — oder bei Gott dem Allmächtigen, Du ladest eine furchtbare Verantwortlichkeit auf Dich!“

Sie war todtenbleich geworden; sie, die arme junge

Frau war im bittersten Ernste. Tressan sah sie erschrocken an. „Ich will thun, was nur in meinen Kräften steht, um Dich morgen um vier Uhr hier zu sehen,“ — entgegnete er. „Jedenfalls gebe ich Dir zu Deiner Beruhigung mein Ehrenwort, daß ich Paris nicht verlassen werde, ohne Dich wiedergesehen zu haben.“

Sie sah Tressan fest an. Dieser ertrug den Blick vollkommen ruhig. Er hatte nicht die geringste Absicht, sein Wort zu brechen; er hätte Marie auch wiedergesehen, ohne daß es eines feierlichen Versprechens seinerseits bedurft hätte. Er war nun ihr Gläubiger, und es lag durchaus nicht in seinen Plänen, ihr die Schuld zu erlassen.

In diesem Augenblick hörte das Paar, wie im großen Salon die Thür geöffnet wurde. Ein Diener meldete mit lauter Stimme Fräulein Lemercier an. Marie und Tressan sahen sich bedeutungsvoll an. Marie trat schnell in den Salon, nicht schnell genug jedoch, um ihr Eintreten Bertha verbergen zu können, deren scharfer Blick in einer Secunde sämmtliche Anwesenden gemustert und erkannt hatte. — Während Bertha die Gräfin begrüßte, kam Tressan nun ebenfalls in das große Zimmer zurück. Bertha sah sich nach ihm um, als ob sie seinen geräuschlosen Schritt deutlich gehört hätte, und nickte ihm guten Tag zu. Sie wußte, ohne einen Zweifel zu hegen, daß die Beiden sich im kleinen Salon allein unterhalten hatten. Sie musterte sie und erkannte, daß eine ernste Unterredung stattgefunden haben müßte.

Illien, der sich beim Eintreten Bertha's erhoben hatte, schickte sich nun zum Gehen an.

„Ich sehe Sie also heute Abend in der Oper," sagte ihm die Gräfin. Illien verbeugte sich stumm und näherte sich der Thür. Er hätte zu jedem Vorschlag, den Martha ihm gemacht, „ja" gesagt; denn er hatte mit Unruhe bemerkt, daß es sechs Uhr war. Die Signora Alzati hatte ihm gestattet, sie an diesem Tage zwischen sechs und sieben zu besuchen. Dies war ihm weit wichtiger, als alle Rendezvous, die die schöne Gräfin Daxat ihm geben konnte.

Harvey, der während Marie's Abwesenheit beunruhigt gewesen war, fühlte sich erleichtert, als diese sich ihm jetzt näherte, um sich in alter freundschaftlicher Weise mit ihm zu unterhalten.

„Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen" — sagte sie halblaut, so daß sie nur von ihm verstanden werden konnte. „Kommen Sie heute Abend zu uns. Ich bin bis gegen zehn Uhr zu Hause, und Sie finden mich allein."

Harvey sagte zu, und da Marie nun von ihrer Freundin, der Gräfin, Abschied nahm, so erbot er sich, sie an den Wagen zu geleiten.

Tressan war bereits vorher, wenige Minuten nach Illien gegangen. Dieser, der keinen eignen Wagen besaß, war in der Nähe des Hôtels der Gräfin in eine Droschke gestiegen, um sich nach Frau Alzati's Wohnung fahren zu lassen. In dem Augenblick, als er dort ausstieg, sah er Tressan, der in seinem eignen Coupé ihm zuvorgekommen war, in das Haus treten. Er wartete mehrere Minuten. Dann trat er in das Haus und klingelte zaghaft an der Thür, hinter der Diejenige lebte, die all' seine Gedanken gefangen genommen hatte. —

„Die gnädige Frau ist nicht zu Hause,“ sagte der Mann, der ihm öffnete.

„Frau Alzati hatte mir gesagt, ich würde sie um sechs Uhr zu Hause treffen,“ stammelte Illien.

„Die gnädige Frau ist nicht zu Hause,“ wiederholte der Mann, der ein undurchdringlich kaltes, ausdrucksloses Dienergesicht besaß.

Was sollte der arme Illien thun? Er versuchte unbefangen zu erscheinen, zog seine Karte aus der Tasche, kniffte sie ein, gab sie dem Diener und entfernte sich elend, als ob ihm das größte Unglück zugestoßen sei. — Er wußte natürlich, daß Tressan in diesem Augenblick bei der Signora war; aber er kam sich dieser gegenüber so klein vor, daß er nicht einmal den Muth hatte, auf seinen glücklichen Rivalen eifersüchtig zu sein. Er fühlte sich nur in tiefster Seele betrübt. — Während der letzten Wochen war Alles so schön gewesen. Tressan hatte sich nur äußerst selten bei Frau Alzati gezeigt; diese war von Tag zu Tag freundlicher, zutraulicher geworden. — Nun schien es Illien, als sei er weiter von ihrem Herzen entfernt als an dem Tage, an dem er zum ersten Male mit ihr gesprochen hatte. — Sie war zu Hause, sie empfing ihn nicht, weil Tressan bei ihr war. — Machte dieser seine alten, vermeintlichen Rechte wieder auf sie geltend, war sie wieder in seinen Banden? Illien, der am Morgen noch glücklich gewesen war, Tressan einen Dienst leisten zu können, fühlte, daß er diesen nunmehr haßte. — Er begab sich zu Fuß nach seiner Wohnung, aß allein und vergaß ganz und gar, daß er der Gräfin Daxat

versprochen hatte, sie in der Oper zu treffen. Als er gegen zehn Uhr zufällig daran dachte, sagte er sich mit vollkommenem Gleichmuth: „Es ist zu spät, um noch in das Theater zu gehen. Ich habe keine Lust, mich der Frau wegen noch anzuziehen und mich ihretwegen eine Stunde lang zu langweilen.“ — Sie wartete unterdessen auf ihn im Theater. Jedesmal, wenn sich die Thüre ihrer Loge öffnete, fühlte sie ihr Herz schlagen; aber der, für den es schlug, nahte sich ihr nicht. Andere: Fremde, Gleichgültige — alle waren ihr fremd und gleichgültig, nur der schöne, blonde, schüchterne Alexis nicht — verneigten sich vor ihr und versuchten, ihre Aufmerksamkeit einige Minuten zu fesseln. — Martha hörte ihnen zerstreut zu und antwortete einsilbig. Sie wurde von Scene zu Scene stiller. Ein unverkennbarer Ausdruck des Unmuths, ja des Zornes beinahe, lagerte sich über ihr Gesicht. — Alles huldigte ihr und sie achtete es nicht. Ein Einziger entzog sich ihrer Macht, und gerade für diesen hätte sie alles Andere willig hingegeben. — Sie fuhr von der Oper direct nach Hause und erkundigte sich dort bei dem Portier, bei dem Diener ja sogar bei ihrer Kammerfrau, ob ein Brief für sie angekommen sei, oder ob Jemand eine Bestellung für sie hinterlassen habe. — Niemand hatte sich während ihrer Anwesenheit im Hôtel blicken lassen.

X.

Tressan also war, nachdem er Frau von Vieuville bei der Gräfin gelassen hatte, zu Frau Bianca Alzati gefahren. Er hatte den Entschluß gefaßt, das zu thun, sobald er

eingesehen, daß er auf sofortige Hülfe von Marie nicht rechnen könnte. Eine Veränderung war mit ihm vorgegangen. — Derselbe, den gestern noch ein gewisses Schamgefühl oder doch das Verlangen, sich selbst gegenüber, bei einigem Wohlwollen, noch als ein Mann von Grundsätzen zu gelten, von dem Aeußersten zurückgehalten hatte, war nun ein Mann, der nicht mehr anstand, eine Geldunterstützung von seiner Geliebten anzunehmen. Nichts durfte ihn deshalb abhalten, sich an Bianca zu wenden. Er wollte es thun. — „Warum nicht?“ — meinte er. „Wenn man sich einmal Geld borgen muß, so ist es schließlich gleichgültig, von wem man es nimmt: ob von einer Frau oder von einem Mann, von einem Freund oder von einer Freundin. Die Hauptsache ist, daß man nicht Geld als Darlehen fordern soll, wenn man nicht die feste Absicht und die sichern Mittel hat, es zurückzugeben. Ich habe die feste Absicht, Bianca und Marie Alles getreulich wiederzuerstatten, womit sie mir heute aus der Noth helfen. Also . . !“

Tressan fand Bianca allein. Als diese das Klingeln an der Thür gehört, hatte sie geglaubt, Alexis Illien komme zum verabredeten Besuch. Sie war überrascht, Tressan eintreten zu sehen, der sie seit mehreren Wochen beinahe vollständig vernachlässigt hatte. Sie erkannte sofort an dem Ausdruck seines Gesichtes, daß sein Kommen einen besondern Zweck habe und ihre ersten Worte waren deshalb:

„Ich erwarte den Grafen Illien. Wenn Sie mich allein zu sprechen wünschen, so will ich sagen lassen, ich sei nicht zu Hause.“

Tressan antwortete darauf mit einer Gleichgültigkeit, von der er wünschte, Bianca möge ihr anmerken, daß sie erzwungen sei:

„Ich habe eigentlich nichts Besonderes zu erzählen; aber ich gestehe ganz offen, daß ich nicht gerade in der Stimmung bin, mich in Gesellschaft des jungen Mannes zu amüsiren. — Ich werde ein anderes Mal wiederkommen."

Bianca zuckte die Achseln, klingelte und gab dem Bedienten, der sofort erschien, den Bescheid, sie sei für Niemand zu Hause.

Die Gefühle der jungen Frau für Tressan hatten sich in den letzten Wochen vollständig verändert. Sie hatte Monate lang eine rücksichtslose, lieblose Behandlung von Tressan ertragen. Sie war ihm aufrichtig, mit leidenschaftlicher Liebe ergeben gewesen; sie hätte ihm Alles verziehen, wenn er ihr den Glauben an seine Liebe für sie gelassen; aber er hatte nichts gethan um diesen aufrecht zu erhalten, Vieles, um ihn zu erschüttern, zu zerstören. Nach und nach war ihre Liebe erkaltet und hatte einer müden Resignation, die bereits an Gleichgültigkeit grenzte, Platz gemacht. — Mehrere Male war ihr der Gedanke gekommen, seine Herrschaft, unter der sie sich freiwillig beugte, von sich abzuschütteln. Er hatte kein Recht über sie, als dasjenige, welches ihre Liebe ihm einräumte. Und er war ihrer Liebe unwürdig, unwürdig in jeder Beziehung. Sie kannte Herrn Olivier Tressan sehr genau, „in- und auswendig," wie sie ihm gesagt, als sie sich bereit erklärt hatte, die Komödie in der Avenue de l'Empereur für ihn aufzuführen. Sie wußte,

daß er ein Spieler sei, in Schulden stecke, daß er ihr untreu geworden, zur Zeit schon, als er ihr noch hoch und theuer schwor, er werde sich mit ihr verheirathen, sobald es ihm gelungen sei, die Einwilligung seines Vaters zu diesem Schritte zu erlangen. Sie hatte ihn mehr als einmal beim Lügen ertappt, und sie haßte die Unwahrheit. — Illien, der sich ihr ehrerbietig und unterwürfig nahte und in dessen ehrlichem Herzen sie wie in einem offenen Buche las, war ihrer Zuneigung in jeder Beziehung würdiger als der vergnügungssatte, frühalternde, bleiche Mann, der sie mit süßen, falschen Worten bethört hatte. Sie hatte sich ihm ergeben, weil sie ihn für edel, stolz, gut, für Alles was er nicht war, gehalten hatte. — Er war ein vollkommener Schauspieler, der selbst einen großen Charakter mit wunderbarer Treue und Wahrscheinlichkeit darzustellen verstand. Weiter war er nichts. Sie wußte es. Aber Frauen können auch da noch lieben, wo sie zu achten aufgehört haben. Bianca liebte Tressan noch, als sie ihn bereits ziemlich richtig beurtheilte, bis zu dem Tage, da er von ihr verlangt hatte, sein Liebesverhältniß mit einer andern zu bemänteln. Diesen Beweis rücksichtsloser Lieblosigkeit, Verachtung für sie, blöder Unkenntniß dessen, was in ihrem Herzen vorging, hatte sie nicht vergessen, konnte sie nicht verzeihen. Er hatte sich ihr dadurch entfremdet, und sie hatte ohne Trauer bemerkt, wie er sich mehr und mehr von ihr entfernte. Liebe wächst allmählich — sobald sie abzunehmen beginnt, hört sie auf zu sein. Das, was dann an ihre Stelle tritt, ist etwas Anderes: Freundschaft, Gewohnheit vielleicht. Große, schöne Frauenherzen

bewahren manchmal für Denjenigen, den sie geliebt haben, eine innige, sorgende, gewissermaßen mütterliche Zärtlichkeit; aber Liebe, Alles verzeihende, Alles gewährende Liebe schenken sie demselben Manne nur einmal. — Bianca's Liebe für Tressan war im Abnehmen, existirte deshalb nicht mehr. Davon hatte jedoch Olivier keine Ahnung. Er glaubte noch immer absoluter Herr der schönen Frau zu sein, die ihm mit Leib und Seele ergeben gewesen war. Er irrte sich ganz und gar. Ja, indem Bianca jetzt Illien abwies, handelte sie vielmehr aus Rücksicht auf diesen als auf Tressan. Sie wollte den jungen Russen durch die Vertraulichkeit, mit der Tressan sie zu behandeln pflegte, nicht beleidigen. Aber sie nahm sich nun vor, dieser Vertraulichkeit noch heute ein Ende zu machen. Es war ihr ganz recht, mit Tressan allein sprechen zu können. Sie wollte ihm bedeuten, daß es an der Zeit sei, ein Verhältniß, das seit Monaten nur dem äußeren Schein nach existirte, zu lösen; sie. wollte ihm förmlich seinen Abschied geben, nachdem er sie thatsächlich verlassen hatte.

Tressan hatte Bianca gegenüber Platz genommen und Beide saßen eine Weile stumm da. Sie hörten, wie Illien klingelte und vernahmen die Worte, mit denen der Diener den jungen Russen verabschiedete. Als sich die Thür wieder hinter diesem geschlossen hatte, hob Bianca den Kopf in die Höhe und richtete eine banale Frage an Tressan über sein Befinden.

„Es geht mir schlecht," antwortete dieser mit derselben affectirten Gleichgültigkeit, mit der er die erste Frage der Frau Alzati beantwortet hatte.

„Sie sehen in der That angegriffen aus. Was fehlt Ihnen?“

Tressan blickte starr, in tiefes Nachdenken verloren vor sich hin und ließ sich die Frage wiederholen. — Dann sagte er mit einem halb unterdrückten nervösen Gähnen, die Arme vor sich hinstreckend und seine hagern, feinen Finger betrachtend:

„Ich werde wohl Paris verlassen müssen. Ich komme eigentlich nur, um von Ihnen Abschied zu nehmen.“

Die Worte hatten nicht den Effect, den Tressan erwartet hatte. Bianca hörte sie mit vollkommener Ruhe an. „Was bezweckt er?“ fragte sie sich.

Tressan blickte in die Höhe und sah das stille, bleiche Gesicht, das von seinen Worten früher so oft und so tief bewegt worden war. Aber noch fühlte er sich nicht beunruhigt, und mit vollem Selbstvertrauen fuhr er fort, die Komödie zum zweiten Male durchzuspielen, die bei der soeben beendeten ersten Aufführung vor Frau von Vieuville so großen Erfolg gehabt hatte.

Bianca hörte mit zu Boden geschlagenen Blicken, mit peinlicher Verlegenheit, in tiefster Seele beschämt zu. Diesen erbärmlichen Menschen hatte sie lieben können! Sie wußte, daß jedes Wort, das er sprach, gelogen war. René Lemercier war vor einer Stunde bei ihr gewesen, und hatte, ohne dabei eine klar definirte boshafte Absicht zu haben, im Laufe des Gespräches erzählt, daß Tressan gestern Abend bedeutend verloren habe, daß er seit Monaten unglücklich spiele und daß er, Lemercier, bedaure, nicht genug Einfluß auf ihn zu haben um ihn zu verhindern, sich vollständig zu ruiniren. Lemercier

hätte vielleicht einer andern Person, als der Signora Alzati gegenüber, nicht so freimüthig gesprochen; aber er wußte, daß diese zu Lebzeiten des verstorbenen Felice Alzati viele Tage aus dem Leben eines Spielers kennen gelernt hatte, und daß man sich mit ihr über Lanzknecht, Ecarté und Macao wie mit einem Clubgenossen unterhalten konnte.

Gerade die geschicktesten Lügner erscheinen, wenn sie einmal durchschaut sind, am verächtlichsten. Man verzeiht zur Noth eine täppische plumpe Lüge; man erkennt daran den unbeholfenen, unerfahrenen Dilettanten und ist geneigt, ihm unter gewissen Bedingungen wieder zu vertrauen; aber der virtuosenhafte Lügner, den man, ohne daß er eine Ahnung davon hat, beobachten kann, wie er mit sicherer Meisterhand ein fein und künstlich gesponnenes Lügengewebe ausspannt, erregt ein Gefühl des Ekels und Abscheus. Jede Feinheit, die er erfindet, wird zur Grobheit, zur persönlichen Beleidigung gewissermassen.

Bianca war tief bewegt; sie erröthete und erblaßte abwechselnd. Tressan, der sie von der Seite beobachtete, während er mit leiser Stimme seine kläglichen Erfindungen hersagte, zweifelte nicht, daß er den gewünschten Eindruck auf seine Zuhörerin gemacht hatte.

„Wenn ich Ihnen in irgend einer Weise nützlich sein kann, so verfügen Sie über mich" — sagte Bianca. Sie blickte nicht auf, sie gab sich die größte Mühe, nicht zu verrathen, daß sie Tressan durchschaut habe. Sie wollte ihm und sich selbst diese grenzenlose Beschämung ersparen. In der Tiefe ihres Herzens, aber noch so verborgen, daß sie es

nur dunkel ahnte, war ein Gefühl der Befriedigung darüber, daß sie sich von Tressan so zu sagen freikaufen konnte.

Tressan wurde unruhig. Bianca hätte aufspringen, ihm weinend um den Hals fallen, ihn anflehen sollen — wie die gute Marie dies gethan hatte — Alles zu nehmen, was sie besitze, sie dadurch glücklich und stolz zu machen. — Nichts von dem war geschehen. Sie saß marmorweiß, wie versteinert da; sie hatte nicht einmal das alte vertrauliche „Du", das an die Zeit ihres Glücks, ihrer Liebe erinnerte, wiedergefunden, als sie ihm mit einer kalten Phrase ihre Dienste angeboten hatte. — Widersprechende Gedanken erstanden in wilder Hast in Tressan's erfinderischem Hirn. — Sollte er die Komödie weiter spielen, indem er sich nun erhob und davon ging? Dann hatte er mit Bianca gebrochen, ohne daß sie ihn für das geschenkte Vertrauen bezahlt hatte. — Sollte er das Geld fordern? — Warum nicht? — Von der Art und Weise, wie sie es ihm anbot, konnte er immer noch abhängig machen, ob er es annehmen oder zurückweisen werde.

„Nein, ich danke Dir; ich denke nicht, daß Du mir nützlich sein kannst," sagte er aufstehend, als wollte er sich entfernen. Er unterdrückte dabei wieder ein nervöses Gähnen und athmete tief und laut auf. Bianca rührte sich nicht. Tressan blickte auf sie hinab; es war ein boshafter Blick. Er schwor sich in diesem Augenblick, daß sie eines Tages für das, was sie jetzt thue, schwer zahlen, bitter büßen sollte. — „Lebe wohl Bianca," sagte er nach einer kurzen Pause. „Möge es Dir gut gehen."

„Weshalb sollte ich Ihnen nicht nützen können?" fragte sie,

seine frühere Bemerkung beantwortend und die Komödie des Abschiednehmens unberücksichtigt lassend.

Er hatte diese Frage erwartet, wenn schon in einer andern Form. Aber in den wenigen Augenblicken war er bereits wieder um eine Stufe tiefer gesunken. Er wollte nun das Geld um jeden Preis haben; er mußte es haben, wenn nicht zu den ersten, leichten Bedingungen, die er sich gestellt hatte, so zu andern. Entweder — oder. Entweder Bianca durchschaute ihn, dann war er so wie so mit ihr fertig; dann war es am Besten, daß er sich ihrer wie eines Fremden bediente, dem er sobald als möglich den ihm gemachten Vorschuß zurückerstatten wollte; — oder Bianca war nur ungeschickt, war von der Idee, daß er sie verlassen könne, zu schmerzlich bewegt, fürchtete einen groben Verweis, wenn sie es wagte, ihm Geld anzubieten. Hatte nicht Marie auch geschwiegen, als er ihr geboten hatte, ihr Anerbieten nicht zu wiederholen. Er mußte Bianca wie diese behandeln; ihr zeigen, daß Liebe, große Liebe ohne Scheu und ohne Scham geben und empfangen darf. — In jedem Falle sollte sie das Geld anbieten, und er wollte es annehmen. Er brauchte es, er mußte es haben. Marie that zwar ihr Bestes, um es ihm zu verschaffen; sie war eine gute kleine Frau; aber es war nicht ganz sicher, daß es ihr gelingen werde, die Summe, um die es sich handelte, aufzutreiben.

„Du kannst mir nicht nützlich sein," antwortete er auf die Frage, die Bianca zuletzt an ihn gerichtet hatte, „weil es sich für mich darum handelt, Geld aufzutreiben, und weil eine Frau einem Mann in solchen Dingen nicht helfen kann."

„Ich bin reich,“ sagte sie leise. Und plötzlich kam ihr der Gedanke, daß es an ihr sei, dieser peinlichen Scene ein Ende zu machen. Ihr Herz konnte die ganze Erbärmlichkeit eines Tressan nicht erkennen; sie bildete sich noch ein, daß er in diesem Augenblick leide. Mitleiden, das der Frau immer nahe steht, füllte ihr Herz; Mitleiden, wie man es dem Elenden, ob Geliebter, Freund oder Fremder, schenkt. Sie wollte Tressan von der Pein, die er ausstehen mußte, erlösen; sie wollte, um dies zu erreichen, ebenfalls heucheln und spielen. Und wenn der Auftritt vorüber war, dann sollte das Stück zu Ende sein; dann sollte der Vorhang fallen, um nie wieder über der Bühne aufgezogen zu werden, auf der sie an Tressan's Seite erschienen war.

„Ich bin reich,“ wiederholte sie. „Ich bitte Dich recht inniglich, verfüge über Alles, was ich besitze. Ich werde Dir dafür dankbar sein.“

Sie ließ sich schaudernd gefallen, daß er sie stumm, leise weinend in seine Arme schloß.

Sie war eine entschlossene, gewandte Frau. Sie konnte, wenn es sein mußte, eben so gut Komödie spielen wie Tressan; sie war nicht weniger erfinderisch als dieser, und sie verfolgte einen Zweck, vor dem sie nicht zu erröthen hatte.

„Nun wollen wir wie ein paar vernünftige Menschen reden,“ sagte sie, sich von seiner Umarmung freimachend. „Wenn ich Sie richtig verstanden habe, so gebrauchen Sie sechszigtausend Franken“ — Tressan hatte noch einmal zehntausend Franken aufgeschlagen — „Die Summe steht Ihnen mit dem größten Vergnügen zur Verfügung, und es genirt

mich nicht im Mindesten, sie Ihnen zu leihen. Sie können sie mir zurückgeben, wenn Ihr Freund seinen Verpflichtungen Ihnen gegenüber nachgekommen sein wird."

Tressan wollte hier ein Wort einschalten.

„Unterbrechen Sie mich nicht" — fuhr Frau Alzati freundlich fort. „Wir wollen die Sache so schnell wie möglich beenden, da sie Ihnen unangenehm zu sein scheint. Ich will sehen, was ich an baarem Gelde im Hause habe."

Sie stand auf, ging in ein anderes Zimmer und blieb einige Minuten abwesend, die Tressan nicht gerade mit heiteren Gedanken ausfüllte.

„Hier," sagte sie, ihm ein Couvert reichend, die Sache ist in Ordnung — ich danke Ihnen noch einmal, mir zu gestatten, Ihnen einen Dienst zu leisten — und nun wollen wir von etwas Anderem reden."

Tressan's Herz klopfte vor Freude; aber es wurde ihm doch schwer, das dicke Couvert mit dem Gelde in die Seitentasche seines Rockes zu stecken. Die Tasche war zu klein, und er hörte wie die Nähte knackten, als er das Paquet gewaltsam hineinzwängte. Er erröthete darüber. Bianca blickte zu Boden und that, als ob sie nichts höre und sehe. Er war sich nie so unbeholfen vorgekommen. Die Sache war nun zu seiner Befriedigung beendet; er hatte sein Ziel erreicht; aber der Weg, auf dem er zu demselben gelangt, war ein äußerst beschwerlicher gewesen, hatte ihn verwundet und ermüdet. Er war kein ehrlicher, anständiger Mann mehr; aber er war kein verstockter Böfewicht. Er war noch nie in seinem Leben beleidigt worden. Im Club, in der

Gesellschaft, überall, wo er sich zeigte, empfing und behandelte man ihn wie einen Ehrenmann. Er fand dies ganz in der Ordnung und er hätte den leisesten Zweifel, nicht nur an seiner Ehrenhaftigkeit, sondern schon an seinem Zartgefühl, wie eine herbe, unverdiente Beleidigung empfunden und zurückgewiesen. Aber er fühlte sich Bianca gegenüber entwaffnet, vollständig ohnmächtig. Er täuschte sich nun nicht mehr über den Zustand ihres Herzens; er wußte, daß sie ihm ihre Liebe entzogen hatte, daß ruhige Berechnung, nicht blinde Leidenschaft sie in ihrer Handlungsweise ihm gegenüber leitete. Die Ursache dieser unvorhergesehenen Umwälzung in ihrer Gemüthsverfassung entging seinem Blick. Das Unedle lag ihm am nächsten, und deshalb dachte er zunächst, Bianca wolle sich von ihm entfernen, weil sie auf irgend eine Weise Kenntniß davon erlangt habe, daß er ruinirt sei; aber er konnte diesen Gedanken nicht lange festhalten. Er kannte Bianca zu gut; er wußte, daß sie jedes Opfers für den, den sie liebte, fähig sei; daß er sie vor wenigen Monaten noch wirklich beglückt haben würde, wenn er ihr damals gestattet hätte, ihm einen Dienst zu leisten. — Dann dachte er daran, daß er sie durch seine Lieblosigkeit von sich entfernt habe; und endlich kam ihm der unheimliche Gedanke, daß sie ihn durchschaue, daß sie ihn als einen Lügner erkannt habe. Sie war klug, scharfsichtig. Der Umgang mit Alzati und dessen Genossen hatte sie darüber aufgeklärt, daß in dieser Welt sehr viel gelogen und betrogen wird. Wenn sie auch ihn für einen Lügner und Betrüger hielte? Der Verdacht peinigte ihn, aber er konnte sich keine Gewißheit

verschaffen. Er nahm sich vor, Bianca das Geld so bald wie möglich, vielleicht morgen schon, zurückzugeben. Und dann, wenn er sich jeder Verbindlichkeit ihr gegenüber enthoben fühlte, — dann wollte er sich eine Gewißheit verschaffen und sie sollte schwer büßen, wenn es ihr nicht gelang, ihn wieder zu versöhnen! Er hatte Waffen gegen sie in seinen Händen. Sie vertraute seiner Großmuth. Ja, er war großmüthig; aber man durfte ihn nicht zum Aeußersten treiben. Die Rache, die er zu üben ein Recht hatte, sollte auf der Höhe der ihm zugefügten Beleidigung stehen.

Bianca hatte ihm gesagt, indem sie ihm das Geld gegeben, das nun endlich in der Seitentasche seines Rocks geborgen war: „Nun wollen wir von etwas Anderem reden." Er wußte nicht, wovon er sprechen sollte; sein Gehirn war wie verdorrt, es versagte ihm den Dienst.

„Ich fühle mich wie zerschlagen," sagte er endlich. — „Du hast mir einen großen Dienst geleistet; aber ich war nicht darauf vorbereitet. Die Lage, in der ich mich Dir gegenüber nun befinde, ist so eigenthümlich, so neu, so daß ich mich erst daran gewöhnen muß. Verzeihe mir meine Unbeholfenheit. Ich werde morgen die Sache, von der wir gesprochen haben, in Ordnung bringen, und ich hoffe bereits innerhalb weniger Tage in der Lage zu sein, Dir dies" — er legte die Hand auf den Fleck, wo das Geld war — „zurückzuerstatten. Aber ich bleibe immer Dein Schuldner."

Er ergriff ihre Hand und küßte sie. Er hatte nicht den Muth, sie noch einmal zu umarmen. Er sah die

Möglichkeit voraus, daß sie ihn abwehren würde und er fürchtete dadurch in neue Verlegenheit zu kommen. Er fühlte sich unbeschreiblich klein und gedemüthigt. Er ergriff seinen Hut und schickte sich zum Gehen an. In dem Augenblicke fiel ihm ein, daß er Vieuville versprochen hatte, ihn bei Frau Alzati einzuführen. Er hatte das Versprechen sehr ruhig gegeben. Gestern noch hatte er geglaubt, das Recht zu haben, über Bianca's Salon wie über seinen eigenen zu verfügen. Als er jetzt nach Worten suchte, um sein Anliegen vorzubringen, da wurde ihm ganz deutlich, daß zwischen der Bianca, an die er gestern Abend gedacht, und derjenigen, welche ihm in diesem Augenblick gegenüberstand, eine Welt liege. Er wagte nicht von Vieuville zu sprechen, näherte sich stumm der Thür, und mit einem kläglichen Blick wandte er sich ab und war verschwunden.

„Gott sei Dank," sagte Blanche, als er gegangen war. Sie athmete tief auf, als sei sie von einer schweren Last befreit und schlug mit der Hand ein Kreuz nach der Thür, die sich hinter ihm geschlossen hatte.

Tressan ging bedächtig die Treppe hinunter, griff unwillkürlich nach der Tasche, als wolle er sich vergewissern, ob das schwer erworbene Geld auch wirklich darin sei, trat langsam auf die Straße, schickte den Wagen fort, der dort auf ihn wartete und machte sich zu Fuß auf den Weg nach seiner Wohnung. Er kam dort an, ohne irgend etwas von dem, was um ihn her vorging, bemerkt zu haben. In seinem ganzen Leben hatten ihn böse, dunkle Gedanken nicht so belagert und gefangen gehalten wie während dieses Ganges.

Er machte sich nun klar, daß er wieder eine Stufe niedriger gesunken, daß er nicht der Einzige auf der Welt sei, der das wisse, und daß sein Stolz tief gedemüthigt sei; er verwünschte die Frau, die ihm geholfen, nachdem sie ihn durchschaut hatte. — „Wenn ich mich todtschösse?“ fragte er sich, als er in seiner Wohnung angelangt war. Er nahm eine Pistole in die Hand und spielte damit. Er überzeugte sich, daß sie nicht geladen sei. Dann stellte er sich vor den Spiegel und hielt den Lauf an seine Schläfe. — „Dazu bleibt immer noch Zeit,“ sagte er halblaut und legte die Waffe ruhig wieder nieder. —

Die Stunde, zu der er zu essen pflegte, war vorüber; aber er fühlte nicht den geringsten Appetit. — Er warf sich in einen bequemen Sessel vor dem Kamin und nahm eine Abendzeitung in die Hand, die der aufmerksame Lecouvreur für ihn bereit gelegt hatte. — Er las den Leitartikel durch, ohne eine Silbe zu verstehen, ließ das Blatt auf den Teppich fallen, ohne es zu bemerken und blickte mit trockenen, starren Augen in das rothglimmende Feuer. — Als Lecouvreur eine Stunde später in der ihm eigenthümlichen geräuschlosen Weise in den Salon trat, um zu sehen, was seinen Herrn veranlasse, zu einer so ungewohnten Stunde zu Hause zu bleiben, fand er diesen fest eingeschlafen. Er beobachtete ihn einige Secunden, zuckte die Achseln mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Ueberlegenheit und entfernte sich behutsam, wie er gekommen war.

Tressan erwachte erst gegen elf Uhr. — Er schüttelte sich fröstelnd. Der Kopf war ihm schwer, und er empfand

ein dumpfes Unbehagen. Dann gingen die Ereignisse des Tages an seinem Geiste vorüber, und er fühlte sich elender und unruhiger als je in seinem Leben. — Er zog das Couvert, das Blanche ihm gegeben hatte, aus der Tasche und öffnete es. Es enthielt zwanzigtausend Franken in Bankbillets und einen Cheque für vierzigtausend Franken. Er hatte also nicht einmal genug baares Geld, um seine Spielschulden im Club am selben Abend noch zu bezahlen. Aber das kümmerte ihn wenig. Er wußte, daß er mit Leichtigkeit ein Dutzend Vorwände finden werde, um die Regulirung eines Theiles seines gestrigen Verlustes auf vierundzwanzig Stunden hinauszuschieben. Vielleicht begünstigte ihn das Glück; vielleicht brauchte er die vierzigtausend Gulden nicht anzugreifen! Es würde ihm, so glaubte er, eine große Genugthuung gewesen sein, den Cheque morgen unbenützt an Bianca zurückgeben zu können. — Die Verbindlichkeit, die er dieser gegenüber eingegangen war, drückte ihn. Er hätte viel darum gegeben, sich derselben entledigen zu können. Es waren unerquickliche Gedanken, die ihn umlagerten, währenddem er rastlos in seinem Zimmer auf- und abging — Plötzlich fiel ihm ein, daß er seit dem Morgen nichts gegessen habe. Dieses war vielleicht die Ursache seines Unbehagens. Er klingelte dem Diener, um diesem zu sagen, daß er ausginge, und daß der Wagen heute nicht mehr angespannt zu werden brauche; dann machte er sich zu Fuß auf den Weg nach dem Club. Unterwegs trat er in eine Restauration, um etwas zu genießen; aber was er aß, mundete ihm nicht. Er setzte seinen Weg fort. Er wollte etwas freie Luft schöpfen und näherte sich

den Champs Elysées. Dort war es zu dieser späten Stunde unheimlich öde und still. Einige seltene Fußgänger eilten auf dem Trottoir an ihm vorüber. Hie und da, in den dunklen Seitenalleen, standen hohe, in schwarze Mäntel gehüllte stumme Gestalten. Tressan wußte, daß dies Polizisten seien. Die Champs Elysées waren damals zur Nachtzeit eine übelberüchtigte Promenade. Nicht weit vom Platz der Concorde wurde er von einer alleingehenden Person angeredet. Er wies sie mit barschen Worten von sich. Sie ließ sich aber nicht abwehren und fuhr fort, ihn zu belästigen. Ihre heisere Stimme kam Tressan bekannt vor. Als sie unter einer Laterne vorübergingen, sah er ihr in das geschminkte verlebte Gesicht. Sie erkannte ihn. „Tressan" sagte sie flehend, „um alter Zeiten willen!" — Er reichte ihr ein Goldstück und eilte weiter. Er erinnerte sich, vor einem Jahr mit dieser Frau soupirt zu haben. Sie war damals die Geliebte eines jungen reichen Mannes, den sie ruinirte. Beide, er und sie, warfen das Geld aus dem Fenster. Der junge Mann war plötzlich aus Paris verschwunden. Tressan glaubte gehört zu haben, er sei nach Amerika ausgewandert. Er hatte dem Schicksal eines verunglückten Genossen lustiger Gelage niemals einen Gedanken geweiht. Seine Geliebte war mit ihm verschwunden. Kein Mensch in Tressan's Umgebung hatte sich um sie gekümmert, oder je wieder an sie gedacht. Nun tauchte die, die er an reichbesetzter Tafel, in glänzend erleuchtetem Saale, in Gold und Seide prangend, zum letzten Male gesehen, plötzlich wieder vor ihm auf. Sie war wie in einem leuchtenden Meere der Lust untergegangen, und er sah sie nun, eine Jammergestalt,

auf der Oberfläche eines ekelhaften Pfuhls wieder zum Vorschein kommen. — Es schüttelte ihn wie im Fieber. — Wie viele, Männer und Weiber, hatte er nicht schon fallen sehen! — Ihm schwindelte. — Noch stand er auf stolzer Höhe, aber er sah unmittelbar vor sich einen tiefen, dunklen Abgrund. — Wenn er stürzte? Niemand würde ihn halten! Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. —

„Hollah Tressan! Sie laufen ja, als ob der böse Feind sie verfolgte!“

Er erwachte wie aus einem wüsten Traume, stand still und wandte sich um. Er war auf dem Boulevard an Lemercier vorbeigeeilt, ohne ihn zu sehen.

„Ich laufe,“ sagte er, „weil mich friert!“

Er war an der Thür des Clubs angelangt und trat nun mit seinem Freunde in das hellerleuchtete, ruhige, vornehme Haus. Er athmete wieder freier, als er die breite, mit dicken Teppichen belegte Treppe hinaufstieg. Eine warme, behagliche Atmosphäre umgab ihn. Ein Diener in einfach eleganter Livree nahm ihm den Ueberrock ab und überreichte ihm mit unterwürfiger Miene einige Briefe und Karten, die für ihn abgegeben worden waren. — Es war Unsinn an den Abgrund zu denken! Noch war er nicht gefallen; noch stand er auf der Höhe. Er blickte keck um sich. Er wollte sich auf dem Gipfel, wo er von so Vielen beneidet wurde, halten. Er hatte die Taschen voll Gold! Er hatte Niemand und Nichts zu fürchten.

„Ich gehe in das Spielzimmer,“ sagte er zu Lemercier. „Ich habe eine kleine Rechnung von gestern Abend zu

reguliren und will meine Revanche nehmen. Ich fühle mich heute im Glück."

„Ich sehe Sie in einer Viertelstunde wieder," entgegnete Lemercier. „Ich will nur einen Brief schreiben, und dann geselle ich mich zu Ihnen. Halten Sie einen Stuhl für mich in Ihrer Nachbarschaft frei."

Tressan ging weiter, und Lemercier sah ihm nach und beneidete ihn um den freien, vornehmen Anstand, mit dem er einige Bekannte rechts und links zutraulich, mit einer gewissen Herablassung, begrüßte. „Er ist der eleganteste Mann von ganz Paris," sagte sich Lemercier und seufzte dabei. René ließ seine Kleider und Stiefeln bei Tressan's Schneider und Schuster machen; er kaufte seine Handschuhe, Cravatten, Tuchnadeln, Stöcke in denselben Läden, wo dieser sich versorgte; aber er, Lemercier, gehörte nicht zu den elegantesten Männern von Paris und war sich dessen schmerzlich bewußt.

Tressan's Gefühl hatte ihn nicht getäuscht. Er war im Glück und gewann an jenem Abend eine nicht unbeträchtliche Summe, genug, um den Cheque von Bianca vorläufig nicht zu gebrauchen, und einige Tausend Franken baaren Geldes übrig zu haben, nachdem er seine Schulden vom letzten Abend bezahlt hatte.

Als er gegen drei Uhr Morgens nach Hause fuhr, war ihm das Herz wieder federleicht. Aber er nahm sich vor, den Cheque dennoch einzulösen, und das Geld einige Tage zu behalten. Er wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, noch einmal in derselben Lage zu sein, in der er vor

wenigen Stunden gewesen war. — Er wollte mit großer Vorsicht spielen; keine Bank mehr nehmen, sich damit begnügen, jeden Abend ein paar Tausend Franken zu gewinnen; unter keiner Bedingung in einer Sitzung mehr verlieren, als er an baarem Gelde in der Tasche hatte. Wenn sich sein Kapital etwa vergrößert hatte, so wollte er zuerst Bianca bezahlen; dann einige schreiende Schulden, die ihn besonders quälten, später auch Illien und alle anderen. Mittlerweile wollte er seine Bewerbung um Anna d'Eltang fortsetzen, und war er erst einmal der Bräutigam des reichen jungen Mädchens, dann war Alles gut. — Er hatte viele Männer und Frauen fallen sehen, das waren Narren, Schwächlinge, Feiglinge gewesen. Olivier Tressan war ein kluger, starker Mann. Er wollte sich auf der Höhe halten, er wollte noch höher klimmen. Ihm drohte der Abgrund nicht, in dem er Andere hatte untergehen sehen. — Er überraschte den Droschkenkutscher, der ihn nach seiner Wohnung gefahren hatte, durch ein reiches Trinkgeld, lag noch lange Zeit, herrliche Luftschlösser bauend, in seinem Bette wach, und versank endlich in den sorglosen Schlaf des Gerechten. —

XI.

Harvey hatte geglaubt als Marie ihn gebeten hatte, sie zu besuchen, daß sie sich mit ihm über ihr Verhältniß zu Tressan aussprechen wolle. Er hatte bisher ängstlich vermieden, diesen Gegenstand zu berühren; aber aus Aeußerungen von Bertha und René Lemercier und sogar aus Bemerkungen anderer, fernstehender Personen glaubte er

nun zu entnehmen, daß das Geheimniß, das er selbst nicht erforschen wollte, Stadtgespräch zu werden drohe. Er fürchtete für Marie. Er kannte Vieuville als einen jähzornigen Menschen. Er wollte thun, was in seinen Kräften stand, um die arme Verirrte vor dem Unglück, das sie nun so nahe bedrohte, zu retten. Er hatte auf dem Wege nach dem Hôtel Vieuville über nichts Anderes nachgedacht und war deshalb einigermaßen überrascht, als Marie auf seine Anfrage, was sie ihm zu sagen wünsche, mit zu Boden geschlagenen Augen antwortete:

„Ich hatte Ihnen nichts Besonderes zu sagen. Sie kamen mir heut Nachmittag traurig vor. Ich wollte mich nach der Ursache Ihrer Verstimmung erkundigen."

Harvey glaubte gewöhnlich Alles, was man ihm sagte; aber diesmal hatte er doch starken Zweifel, daß seine junge Freundin aufrichtig war.

„Ich bin Ihr Freund," sagte er einfach. „Sie können sich mir anvertrauen."

Sie sah ihn an; aber nach wenigen Secunden bereits wandte sie die Augen wieder von ihm ab.

Als sie Harvey vor einigen Stunden gebeten hatte, zu ihr zu kommen, war ihre Absicht gewesen, bei ihm Hülfe oder wenigstens Rath zu suchen. Sie wußte, daß sie unbedingt auf seine Freundschaft rechnen konnte. Sie fühlte sich stärker, wenn er in ihrer Nähe war. Aber als sie nun in sein stilles, ernstes Antlitz blickte, versagte ihr der Muth, Beistand bei ihm zu suchen. Sie schätzte ihn zu hoch, um sich vor ihm erniedrigen zu wollen und sie fühlte zum ersten

Male, daß sie sich dessen, was sie zu thun versprochen, was sie unbedingt thun wollte, zu schämen hatte. Sie seufzte und sagte leise:

„Darf ich Sie bitten mich zu meiner Mutter zu begleiten? Edmund wird erst in einer Stunde nach Hause zurückkehren, und ich fürchte meine Mutter zu verfehlen, wenn ich mich nicht bald auf den Weg mache. Sie wollte heute Abend ausgehen."

Harvey erhob sich stumm, und die Beiden begaben sich zu Fuß nach dem nahegelegenen Hôtel d'Eltang. Dort angelangt nahm Harvey von Marie Abschied.

Der Baron d'Eltang war in seinem Club; Anna in ihrem Zimmer mit ihrem Anzug beschäftigt. Die Baronin saß allein im Salon. Sie hatte ihre Toilette bereits beendet und sah in ihrem großen Staate sehr vornehm aus. Sie war zwar, selbst zur Zeit ihrer Blüthe, nie so schön gewesen wie ihre Tochter Marie, aber sie hatte damals allgemein für hübsch und liebenswürdig gegolten und war von vielen Männern gefeiert worden. Sie gab auch jetzt noch, obgleich sie nicht etwa die junge Frau zu spielen versuchte, viel auf ihren Anzug und kleidete sich immer mit großer Sorgfalt. Ihre Schmucksachen waren in den Salons, die sie besuchte, bekannt und gewissermaßen berühmt. An jenem Abend trug sie ein prachtvolles Collier und zwei kostbare Armbänder.

Die Baronin blickte erstaunt auf, als sie Marie eintreten sah, umarmte sie zärtlich — ihre älteste Tochter war ihr erklärter Liebling — und fragte, was sie zu ihr führe.

„Weißt Du nicht, daß wir heute Abend ausgehen?"

setzte sie hinzu. „Anna wird gleich herunterkommen, um mich abzuholen. Du wirst mich zu entschuldigen haben, wenn ich Dich bald verlasse.“

„Mutter,“ sagte Marie mit bewegter Stimme, „ich muß Dich allein sprechen.“

„Um Gotteswillen, was ist vorgefallen?“ fragte die Baronin bestürzt.

„Ich will es Dir sagen,“ antwortete Marie, „aber komm in Dein Zimmer, wo wir ungestört sind.“

Die Baronin, die ganz bleich geworden war, trippelte schnell voraus. Marie folgte ihr und die Beiden schlossen sich im Schlafzimmer der Baronin ein.

Als sie nach einer Viertelstunde wieder in den Salon traten, hatten sie rothgeweinte Augen. — Bald darauf gesellte Anna sich zu ihnen.

„Ihr habt geweint,“ sagte diese, ihre Mutter und Schwester aufmerksam ansehend, „was ist vorgefallen?“

„Marie hat einen kleinen Verdruß gehabt,“ antwortete die Baronin. „Es ist unnütz davon zu sprechen.“

Anna forschte nicht weiter. Nach einer kurzen Pause wandte sie sich jedoch wieder an ihre Mutter:

„Liebe Mama,“ sagte sie. „Weshalb hast Du das Collier abgenommen, das Du vorhin trugst? Es paßte sehr hübsch zu Deiner Toilette.“

Marie wandte ihr erglühendes Gesicht dem Kamin zu, so daß Anna es nicht mehr sehen konnte. — Die Baronin griff schnell mit der Hand nach ihrem Halse.

„Mir gefiel es nicht, und ich habe es abgenommen, um

ein anderes anzulegen," antwortete sie. „Im Gespräch mit Marie habe ich nicht mehr daran gedacht."

Sie erhob sich und ging in ihr Schlafzimmer. Als sie einige Minuten später in den Salon zurückkehrte, trug sie ein anderes Halsband.

„Das Perlencollier ist hübscher" sagte Anna.

„Mir gefällt dies besser," antwortete die Baronin trocken, worauf Anna als wohlerzogene Tochter sofort schwieg. —

Bald darauf trat der alte d'Eltang in den Salon. Die Damen hatten nur auf ihn gewartet und hüllten sich nun in ihre Mäntel und Shawls.

„Es ist Platz im Wagen" sagte die Baronin sich an Marie wendend. „Wir wollen Dich bis nach Hause begleiten."

Der alte d'Eltang erhob dagegen mürrischen Widerspruch; aber Niemand hörte, was er sagte, und einige Minuten später rollte die große Kalesche dem Hôtel Vieuville zu. Dort stieg Marie aus. Ihre Eltern und Schwester fuhren weiter.

„Ich beneide Marie," sagte der Baron. „Sie kann sich zu einer vernünftigen Stunde zu Bett legen."

Die beneidenswerthe Marie erfuhr unten im Hause, daß der Baron seit einer halben Stunde auf sie warte. Sie ließ ihm sagen, sie sei bei ihrer Mutter gewesen und werde gleich in den Salon kommen. Dann schlich sie wie eine Diebin in ihr Schlafzimmer und verbarg in einer Kommode ein großes, rothes Etui, das sie unter ihrem Mantel versteckt gehalten hatte. —

* * *

Am nächsten Morgen, zu früher Stunde, trat Franz Lecouvreur leise in das Zimmer seines Herrn. Dieser fuhr aus tiefem Schlaf empor.

„Was giebt es?“ fragte er unwirsch.

„Gnädiger Herr,“ antwortete der Diener, „eine Dame ist da, die sich nicht abweisen lassen will. Sie sagt, sie müsse Sie sofort sprechen. Sie wartet im Vorzimmer und hat mir dies Couvert für Sie gegeben.“

Er überreichte Tressan einen Brief ohne Adresse, den dieser hastig aufriß. Er enthielt auf einem kleinen Bogen Papier nichts weiter als den Buchstaben „M“.

„Führen Sie die Dame in den Salon und lassen Sie sonst Niemand hineintreten. Ich bin für Niemand, wer es auch sein möge, zu Hause. Sie verstehen mich? — Für Niemand!“

Franz Lecouvreur, der mit richtigem Instincte geahnt hatte, daß der Besuch, trotz der ungewöhnlichen Stunde, nicht abgewiesen werden würde, und der nicht der Mann war, sich über ein kleines Abenteuer mehr oder weniger den Kopf zu zerbrechen, that wie ihm geheißen. Tressan sprang aus dem Bette, zog in größter Hast einen eleganten Morgenanzug an, der wie gewöhnlich für ihn bereit gelegt war und trat dann in das Zimmer, in dem ihm eine dichtverschleierte Dame langsam entgegenging.

„Marie, welche Unvorsichtigkeit!“ waren seine ersten Worte. „Wie haben Sie es wagen können!“

„Seien Sie unbesorgt,“ antwortete die Verschleierte. „Niemand ahnt, wo ich bin. Ich gehe häufig des Morgens zur Messe. Der Baron steht nie vor zehn Uhr auf.“

„Ich bin nicht ruhig, so lange Sie in diesem Hause sind. Wie sind Sie gekommen?"

„In einer Droschke."

„Welche Unvorsichtigkeit!"

„Ich habe sie unterwegs genommen. So seien Sie doch ruhig! Ich bin kein Kind."

„Aber was führt Sie hierher?"

Sie setzte sich, ehe sie antwortete, aber sie hob den dichten Schleier nicht auf.

„Ich bringe, was Sie gebrauchen," sagte sie leise.

„Ich gebrauche es nicht mehr," antwortete er zögernd. „Vielen Dank meine gute, liebe Marie. Ich gebrauche es nicht mehr."

„Olivier, Du ahnst nicht, was ich seit gestern gelitten habe; mache mich nicht noch unglücklicher!"

Sie sprach leise, ihre Stimme zitterte; aber es war etwas in dem sanften Klang derselben, das Herrn Tressan sagte, daß er mit einem Charakter zu thun habe, dessen Entschlossenheit und Willen ihn, Herrn Tressan, in seinen eigenen Augen recht klein erscheinen ließ.

„Es ist mir unmöglich gewesen," fuhr sie fort, „das Betreffende" — sie nannte keine Summe, ihr Zartgefühl empörte sich dagegen, Tressan gegenüber Zahlen auszusprechen — „aufzutreiben. Hier ist ein Halsband. Es wird Ihnen leicht werden, darauf Alles zu borgen, was nöthig ist. Ich kann den Schmuck, ohne daß es irgend Jemand bemerkt, leicht entbehren, bis er Ihnen nicht mehr nützt. —

Hier nimm' ihn! Thu' es mir zu Liebe, Olivier, mach' mich nicht unglücklich!"

Er saß stumm da. Er schämte sich nun wirklich — und er hatte Furcht, Furcht vor der kleinen, zarten Frau, die sich ihm genähert und flehend seine Hände ergriffen hatte. Er hätte das Halsband am liebsten zurückgegeben. Er gebrauchte es in diesem Augenblicke nicht. Er war durchaus nicht habgierig. Der Besitz von Geld oder einem Aequivalente davon war ihm nur erwünscht, so lange er in Verlegenheit war. Er war genügsam, was Geld anbelangte, so lange er Credit hatte, und so lange Geldmangel seinen Ruf nicht zu gefährden drohte. Aber was sollte er thun? Wenn er das, was Marie ihm darbrachte, zurückwies, so verletzte er diese. Die Liebe verlangte ein neues Opfer von ihm. Er wollte es bringen. Er nahm sich vor, das Halsband vierzehn Tage lang ruhig aufzuheben und es dann zurückzugeben.

„Meine gute Marie," sagte er tief gerührt. „Ich will Dir beweisen, daß Du Deine Liebe keinem Unwürdigen geschenkt hast. Gieb mir, was Du mitgebracht hast, aber versprich mir, es zurückzunehmen, sobald ich Dir sagen kann, daß ich es nicht mehr gebrauche. Ich hoffe, daß dies in wenigen Tagen der Fall sein wird."

Nun erst hob sie den Schleier in die Höhe, und zeigte ihr junges, schönes, abgehärmtes Antlitz.

„Mein guter, edler Olivier," sagte sie schluchzend.

Das Adjectiv „edler" verletzte den feinfühlenden Herrn Tressan wie ein Stich. Er zuckte darunter zusammen. Aber der Schmerz ging schnell vorüber.

„Nun,“ sagte er, „thu' mir den Gefallen und geh! Noch einmal Dank, meine geliebte Marie.“

Er trat an das Fenster und schaute auf die Straße. Sie war beinahe leer. Die wenigen Vorübergehenden erschienen vollständig unverdächtig. Aber Tressan beruhigte sich dabei nicht. Er ging in das Vorzimmer, rief den zuverlässigen Franz und befahl diesem, sich auf der Straße genau umzusehen, ob nicht etwa der Herr in der Nähe sei, der ihn in der Avenue de l'Empereur zu bestechen versucht hatte.

„Verstanden, Herr,“ antwortete Franz und lief die Teppe hinunter.

Tressan beobachtete ihn vom Fenster aus. Lecouvreur schlenderte das Trottoir auf und ab und warf anscheinend gleichgültige Blicke in die benachbarten Häuser. Dann stellte er sich gegenüber dem Fenster, an dem Tressan wartete, auf und machte diesem ein kaum bemerkbares Zeichen.

„Alles ist in Ordnung,“ sagte Tressan zu Marie. „Nun verliere keine Secunde mehr. Laß Dich nach dem Arc de Triomphe fahren oder nach der kleinen Kirche in der Avenue Friedland; keinenfalls nach Deiner Wohnung.“

Er führte sie bis an die Treppe. Dann eilte er an das Fenster. Franz hatte die Thür der Droschke geöffnet. Er schlug sie schnell zu, sobald die Dame eingestiegen war und gab dann dem Kutscher eine Adresse, worauf der Wagen im langsamen Droschkenpferdtrab davonrollte. Tressan athmete tief auf, als er ihn um die nächste Ecke biegen sah.

„Die Dame hat sich nach dem Arc de Triomphe fahren lassen,“ meldete Franz, in den Salon tretend. „Niemand

hat sie gesehen.“ Er machte sich noch etwas im Zimmer zu schaffen und kehrte sodann nach seiner Küche zurück, um seinen Arbeiten mit gewöhnlicher Ruhe und Pünktlichkeit nachzugehen. Er hatte das rothe Etui, das auf dem Tische stand, wohl bemerkt; aber das kümmerte ihn nicht. Franz Lecouvreur hatte einen reichen Schatz hausbackener Principien: er that, was ihm sein Herr befahl, und ignorirte, was dieser ihm nicht sagte.

Als Tressan allein war, prüfte er den Schmuck mit dem Blick eines Kenners. Er wurde plötzlich roth und griff hastig nach dem Etui. Auf demselben standen die Buchstaben: E. d'E. und darüber eine Baronenkrone.

„Das Perlencollier der alten d'Eltang,“ sagte er vor sich hin und versank in tiefes Sinnen. Die Sache wurde ihm sehr bedenklich, und er bereute, Marie in sein Vertrauen gezogen zu haben. Man konnte sich nicht auf sie verlassen. Sie war zu unvorsichtig. Er wollte ihr das Halsband in einigen Tagen bereits zurückgeben, und sie sollte ihm erklären, unter welchem Vorwande sie es von ihrer Mutter empfangen hatte.

XII.

An demselben Morgen, an dem Tressan Marie's Besuch empfing, erhielt Alexis Illien einen Brief, der sein Herz wieder mit Freude und Hoffnung erfüllte. Er war von Frau Alzati und enthielt nur wenige Zeilen:

„Ich erwartete Sie gestern, mein lieber Graf, und hätte Sie mit Vergnügen gesehen. Ich ließ mich vor

Ihnen verleugnen, weil ich in dem Augenblick, wo Sie kamen, den unerwarteten Besuch eines ehemaligen Freundes empfing. Er verlangte einen Dienst von mir und wünschte, mich zu dem Behufe allein zu sprechen. Ich konnte ihn nicht abweisen und ich hoffe, Sie zürnen mir deshalb nicht. — Es wird mich freuen, Sie heute Nachmittag zwischen fünf und sechs Uhr zu sehen.

B. A."

„Ich wußte, daß sie nicht falsch und schlecht sein konnte," sagte Alexis vor sich hin, nachdem er das kleine Billet so oft durchgelesen hatte, daß er es auswendig wußte. „Eine andere Frau hätte irgend einen Vorwand erdacht, um sich zu entschuldigen. Bianca kann nur die Wahrheit sagen: Sie verschweigt Manches; aber was ihr Mund sagt, ist immer wahr."

Sein Auge und sein Herz weideten sich mit Wonne an den Worten „ehemaliger Freund". Er commentirte sie wie ein Gelehrter eine wichtige Textstelle. Bianca nannte Tressan nicht einen „alten, getreuen, oder lieben Freund"; nein — sie bezeichnete ihn als einen gewesenen, ehemaligen. Er war ihr heute nichts mehr. — Welchen Dienst mochte er von ihr verlangt haben? Illien war unerfahren; aber er besaß einen reichlichen Schatz slavischer Feinheit, slavischen Mißtrauens. Er hatte als Jüngling im Hause seines Onkels, des Grafen Woikoff, manche Geschichte aus der Petersburger Gesellschaft erzählen hören, und wußte, daß es in der guten Gesellschaft viele erbärmliche Wichte giebt. Er war durchaus nicht abgeneigt, den eleganten Herrn Olivier Tressan, der

sich gegen Bianca so abscheulich benommen hatte, für wohl befähigt zu halten, eine gemeine Handlung zu begehen; und er erinnerte sich daran, daß Tressan am Morgen desselben Tages, an dem er von der Signora einen Dienst verlangt, sich auch mit einer Bitte an ihn gewandt hatte. Er ahnte die Wahrheit und empfand darüber eine eigenthümliche Freude. Je elender Tressan erschien, desto weniger war er als Rival zu fürchten.

Alexis hatte oftmals über die dunkle und, wie er durch Lemercier wußte, nicht ganz reine Vergangenheit der Frau, die er liebte, nachgegrübelt. Diese Gedanken hatten ihm das Herz recht schwer gemacht; an seiner Liebe jedoch nichts geändert. — Junge Menschen, denen der Besitz, die Liebe der geliebten Frau als das erdenklich höchste irdische Glück erscheint, sind dem Gegenstand ihrer Liebe gegenüber von der unmoralischesten Nachsicht. Sie verzeihen, ohne irgend welche Anstrengung, ohne irgend welches Verdienst, Alles, was der Vergangenheit angehört, so lange sie sich der Gegenwart sicher glauben und einer goldenen Zukunft entgegen sehen. — Illien war vollkommen davon überzeugt, daß Bianca niemals etwas Schlechtes begangen haben konnte. Sie war betrogen worden; sie war deswegen zu bedauern. Niemand hatte das Recht, eine Anklage gegen sie zu erheben. — Illien dachte gar nicht daran, daß es vielleicht besser für ihn gewesen wäre, sich in ein junges, unschuldiges Mädchen wie Anna d'Eltang zu verlieben. Er wußte nur, daß er Bianca über alle Maßen liebte, daß er bereit war, ihr Alles, was er besaß, aufzuopfern; daß sie ihm schöner, besser, anbetungswürdiger

erschien als alle andere Frauen. — Wenn sie seine Huldigungen entgegennehmen wollte, wenn sie ihn wieder lieben konnte, so schenkte sie ihm dadurch so unendlich viel, daß er, wie immer auch ihre Vergangenheit gewesen sein mochte, ihr ewiger Schuldner blieb. Noch hatte er kaum gewagt, darüber nachzudenken, daß Bianca ihm jemals angehören könne. Ein solches Glück schien ihm zu groß, um möglich zu sein. Aber wenn der Gedanke daran wie ein goldig angehauchtes Nebelbild in seinem leidenschaftlich erregten Geiste auftauchte, so stockte sein Herzschlag. — So lange er geglaubt hatte, er liebe Anna d'Eltang, war er im Stande gewesen, ebenso verständige Zukunftspläne zu machen wie ein Franzose, der auf Freiersfüßen geht und der seine Verwandten bemüht weiß, eine gute Partie für ihn zu finden. Damals dachte Alexis an die Einwilligung seines Onkels Woikoff wie an etwas unbedingt Nothwendiges. — Wenn Bianca aber ihm gestatten wollte, sie zu lieben, so kam Graf Woikoff gar nicht mehr in Betracht. Er mochte seine Zustimmung geben oder verweigern. — Das war Nebensache. Die große Hauptsache im Leben des Grafen Alexis Illien war nun, die Liebe der schönsten und edelsten Frau, der Signora Bianca Alzati zu gewinnen, und, wenn ihm dies gelingen sollte, zu bewahren.

Er stellte sich pünktlich um fünf Uhr bei Bianca ein und wurde freundlich von ihr empfangen. Sie reichte ihm ihre weiße Hand, die er mit der Achtung, die er einer Königin gezollt haben würde, küßte. Sie sah traurig und niedergeschlagen aus. Wie gern hätte er sie gefragt, was ihr fehle, sie gebeten, ihm zu erlauben, ihr zu helfen. Er

fühlte sich stark genug, all' ihren Sorgen und Kümmernissen ein Ende zu machen, wenn sie sich ihm nur anvertrauen wollte! Aber bis jetzt hatte sie ihm nie ein Wort von dem, was sie drückte, gesagt; und er war zu schüchtern, um sie um ihr Vertrauen zu bitten.

Sie begann die Unterhaltung damit, daß sie sich noch einmal entschuldigte, ihn gestern nicht empfangen zu haben. Illien, der ihr aufmerksam lauschte, bemerkte, daß sie auch diesmal die Worte „ehemaliger Freund" umschrieb.

„Jemand, mit dem ich in früheren Zeiten auf freundschaftlichem Fuße gestanden habe," sagte sie, „verlangte einen Dienst von mir. Es war mir lieb, ihm gefällig sein zu können; ich entledigte mich dadurch gewissermaßen einer alten Schuld, die ich ihm gegenüber eingegangen war."

Alexis wollte Bianca auf die Probe stellen. Er zweifelte nun kaum noch, daß Tressan sich von ihr Geld geborgt habe.

„Kenne ich diesen ehemaligen Freund von Ihnen?" fragte er in gleichgültigem Tone.

„Sprechen wir lieber von etwas Anderem," antwortete sie. „Das Thema ist ein unerquickliches und unersprießliches."

Alexis triumphirte. Er hatte sich nicht getäuscht. Bianca konnte nicht lügen. Sie war das edelste Wesen, wie sie das schönste war. Er ließ, ihrem Wunsche gehorsam, das Gespräch über den geheimnißvollen Besuch fallen. Er erzählte ihr, er sei gestern Abend so verstimmt gewesen, daß ihm der Muth gefehlt habe auszugehen, und daß er auf diese Weise ein Rendezvous mit der Gräfin Daxat versäumt habe.

Illien hatte bereits bemerkt, daß Frau Alzati ein eigen=

thümliches Interesse an der schönen Gräfin zu nehmen schien. Jedesmal, wenn er von ihr sprach, richtete sie Fragen über ihr Aeußeres, ihren Umgang, ihr Befinden an ihn. Auch diesmal erkundigte sie sich wieder nach ihr.

„Sie scheinen die Gräfin Daxat häufig zu sehen?" sagte sie.

„Ja," antwortete Illien. „Sie ist sehr liebenswürdig; sie ladet mich oft ein, sie zu besuchen; und da ich mehrere gute Bekannte in ihrem Hause treffe und mit meiner Zeit nicht zu geizen habe, so gehe ich nicht selten zu ihr. Aber ich schwärme nicht für ihre berühmte Schönheit; die Gräfin gefällt mir nicht."

„Sie sind der erste Mann, den ich so sprechen höre," antwortete Frau Alzati. „Die Gräfin Daxat gilt nicht nur für eine der schönsten, sondern auch für eine der liebenswürdigsten und besten Frauen von Paris. Was mißfällt Ihnen an ihr?"

„Ich habe eigentlich niemals darüber nachgedacht," antwortete der junge Russe. — Er sann eine kleine Weile nach und dann fuhr er fort. „Ich glaube, sie ist — hart."

„Weshalb glauben Sie das?"

„Sie beurtheilt Vieles so streng, als habe sie nie einen Fehler begangen, könne niemals einen solchen begehen. Neulich wurde in ihrer Gegenwart von einer Frau gesprochen, die in ihrer Jugend durch Schönheit und Luxus berühmt gewesen war, ein leichtfertiges Leben geführt hatte, und deren erbärmlicher Tod im Hospital von den Zeitungen mitgetheilt wurde. Der gutmüthige Sir Richard Harvey sagte dazu:

„Das arme Geschöpf.“ Die Gräfin erschien darüber ganz entrüstet. „Ich begreife nicht,“ rief sie, „wie man solchen Kreaturen Mitleiden schenken kann!“ — Und dann sprach sie längere Zeit und mit ungewöhnlicher Erregtheit über die Nachsicht, welche die Gesellschaft gefallenen Frauen gegenüber auszuüben pflegt. Sir Richard entgegnete darauf nur, es werde nicht allen Frauen gleich leicht gemacht, auf dem graden Wege zu bleiben. Aber die Gräfin wollte auch das nicht als eine Entschuldigung gelten lassen. Sie sagte, daß man mit ähnlichen Phrasen schließlich Alles entschuldigen könne; das sei Sophisterei. Sie sprach mit solcher Schroffheit und Bitterkeit, daß ich mich dadurch verletzt fühlte: „Sie sind sehr hart, Frau Gräfin,“ sagte ich. Sie sah mich mit ihren großen Augen kalt an und erwiderte: „Ich habe Grund dazu, Herr Graf.“ — Ich glaubte eine gewisse Verlegenheit bei Sir Richard Harvey und bei Herrn Tressan, die der Unterhaltung beiwohnten, zu bemerken und setzte das Gespräch nicht weiter fort. Es hatte einen peinlichen Eindruck auf mich gemacht, und die Gräfin ist mir seitdem weniger sympathisch geworden.“

Bianca hatte dem Berichte Illiens mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Als er schwieg, seufzte sie und sagte, gleichsam zu sich selbst sprechend:

„Ja, sie ist streng; — aber sie darf es auch sein.“

„Kennen Sie die Gräfin Daxat?“ fragte Alexis verwundert.

Bianca sah verwirrt auf und antwortete nach einigem Zögern: „Ich beurtheile Sie theilweise nach Dem, was Sie

mir von ihr erzählen." Dann blickte sie ihren Gast gerade und fest an und richtete die Frage an ihn: „Und Sie, Graf Illien, beurtheilen Sie unglückliche Frauen mit derselben Strenge wie die Gräfin Daxat es thut?"

„Nein," antwortete Illien mit feierlicher Bestimmtheit, „das thue ich wahrlich nicht."

Er hatte, als er von den Aeußerungen der Gräfin Daxat sprach, nicht überlegt, daß Frau Alzati durch dieselben verletzt werden könnte. Nun glaubte er, eine große Ungeschicklichkeit begangen zu haben, und es war ihm darum zu thun, diese sofort wieder gut zu machen. Ja, er sah auf einmal seinen Weg zu einer Erklärung, die ihm im Herzen und auf den Lippen brannte.

„Gnädige Frau," sagte er, „es giebt Niemand, Niemand auf der weiten Welt, den ich aufrichtiger verehre als Sie."

Sie blickte ihn freundlich an und sagte: „Sie sind ein guter Mensch."

„Ja," fuhr er fort, „das bin ich. Ich wünsche Niemandem Böses. Es giebt einen Menschen, den ich nicht leiden kann, weil ich ihn für Ihren Feind halte . . . Gnädige Frau . . ."

Er war aufgestanden und hatte sich ihr genähert. Sie blickte ihn ängstlich an.

„Oh, sprechen Sie nicht weiter," sagte sie leise.

„Weshalb wollen Sie mich nicht anhören?" fragte er in flehendem Tone. „Sagt Ihnen nicht jeder meiner Blicke, daß ich Sie liebe? — Seit der Stunde, da ich Sie zum ersten Male gesehen, lebe ich nur für Sie . . ."

Bianca hatte sich nun auch erhoben. Sie war sichtlich erregt.

„Sprechen Sie nicht weiter,“ bat sie. „Ich darf nicht anhören, was Sie sagen wollen . . . ich will es nicht hören.“

„So weisen Sie mich zurück?“ Er sprach leise, mit tiefer Traurigkeit.

„Ich weise nichts zurück,“ antwortete sie. „Ich darf Ihnen nicht gestatten, mir Etwas anzubieten.“

Sie war nicht auf Illien's Erklärung vorbereitet gewesen. Zwar war seine Liebe für sie ihr kein Geheimniß mehr; sie that ihr sogar wohl; ihr tief gekränktes Herz erfreute sich daran; aber sie hatte nicht überlegt, daß Illien ihr eines Tages ein förmliches Geständniß seiner Leidenschaft machen werde. — Die Männer, die sich seit Jahren um ihre Gunst bewarben, waren ihr Alle, mit Ausnahme von Tressan, vom ersten Augenblicke an gleichgültig, wenn nicht verächtlich erschienen. An Olivier Tressan hatte sie geglaubt; er hatte sie bethört, im wahren Sinne des Wortes verführt. Nun wußte sie, wie erbärmlich er sei, und eine ängstliche Scheu vor Allen, die sich ihr um Liebe flehend nahten, füllte ihr Herz. Doch mißtraute sie Illien durchaus nicht; nein; sie war vielmehr von seiner Ehrlichkeit überzeugt, aber sie glaubte nicht, daß sie Liebe für ihn empfinde, oder je empfinden könne. Sie hätte sich vor sich selbst geschämt, wenn sie sich hätte gestehen müssen, daß ihr Herz, das sich soeben erst von Tressan losgerissen hatte, bereits wieder für Liebe zu einem Andern empfänglich sei. Illien erschien ihr jünger, als er war. Sie hatte gewähnt, ihm seine Liebe durch eine Art mütterlichen

Wohlwollens vergelten zu können. Sie wäre vor wenigen Stunden noch aufrichtig bereit gewesen, ihrem Freunde gute Rathschläge zu seiner Verheirathung mit einem jungen Mädchen, wie Anna d'Eltang z. B. zu geben; und sie war geradezu bestürzt, nun zu sehen, daß Illien dasselbe von ihr verlangte, was sie dem unwürdigen Tressan geschenkt hatte. — Aber sie mochte Illien nicht von sich stoßen. Er nahm bereits einen größern Platz in ihrem Leben ein, was sie sich selbst gestand. Sie wollte ihn, ohne seine Wünsche zu erfüllen, zu bewahren suchen; wollte vor allen Dingen Zeit gewinnen. Ihr selbst unbewußt, dämmerte in ihrem durch bittere Täuschungen verdunkelten Herzen die Hoffnung, daß sie bei ihm vielleicht dereinst Glück und Ruhe finden könne.

Illien stand ihr stumm und rathlos, mit zu Boden geschlagenen Augen gegenüber.

„Zürnen Sie mir nicht," sagte sie.

Sie reichte ihm die Hand.

„Darf ich Nichts hoffen, gar Nichts?" fragte er in demselben leisen traurigen Tone, in dem er zuletzt gesprochen hatte.

„Ich bin ein unglückliches Weib," sagte sie, „haben Sie Mitleiden mit mir. Zwingen Sie mich nicht, Ihnen heute eine Antwort zu geben." Und dann fuhr sie aufmunternd, freundlich, fast zärtlich fort: „Wir werden ja gute Freunde bleiben; wir sehen uns doch heute nicht zum letzten Male!"

Liebe bei jungen Leuten verlangt unendlich viel und begnügt sich mit unbeschreiblich Wenigem. Illien's Antlitz leuchtete auf in heller Freude. Es war unrecht von ihm

gewesen, ihr eine Antwort abzwingen zu wollen. Er mußte ihr erst beweisen, daß er ihrer Liebe würdig sei.

„Sie sind ein Engel," sagte er, „und ich bin Ihr Knecht ... Ich will jetzt gehen — Gestatten Sie mir, bald wiederzukommen."

„Gern," erwiderte sie.

Als er die Treppe hinunterstieg, begegnete er René Lemercier, der der Frau Bianca Alzati einen Besuch abstatten wollte.

„Sie sehen aus, als ob Sie das große Loos gewonnen hätten!" sagte Lemercier.

„Es ist herrliches Wetter," antwortete Ilien. „Ich fühle mich federleicht; ich will einen Spaziergang in den Champs Elysées machen."

„Sie sind nicht schwer zu befriedigen," murmelte Lemercier. „Es ist naß und kalt draußen ... Angenehme Promenade!"

Lemercier wurde von dem Bedienten mit dem einfachen Bescheide abgewiesen, die gnädige Frau empfange nicht. — Es läßt sich auf eine solche Mittheilung in der Regel nur wenig erwidern; aber jedermann hat das Recht darüber nachzudenken. Lemercier that dies: „Sie entläßt den hübschen Pagen mit freudestrahlendem Gesichte," sagte er vor sich hin; „und für mich ist sie nicht zu Hause. — Mit Tressan will sie brechen ... Was hat das Alles zu bedeuten? Ich werde einmal mit Bertha darüber sprechen."

Bertha, die nun ganz regelmäßige Berichte von ihrem Bruder über das was Tressan anging, entgegennahm, hörte aufmerksam zu, als René ihr erzählte, Tressan's Ansehen

bei der Signora sei im Abnehmen, und es käme ihm vor, als ob der junge Graf Alexis Illien auf dem Wege sei, ihn bei der schönen Frau Alzati zu ersetzen.

„Sie wird erfahren haben, daß Tressan ruinirt und Illien ein Mann in guten Vermögensverhältnissen ist,“ sagte Bertha verächtlich. Dann dachte sie einen Augenblick nach. — Bianca interessirte sie nicht mehr, sobald sie aufhörte, Tressan gefangen zu halten; den Schicksalen des Grafen Illien widmete sie kaum einen Gedanken; aber es fiel ihr ein, daß sie „die schönen Freundinnen“ kränken könne, wenn sie diesen erzählte, daß Tressan und Illien sich der besonderen Gunst einer verführerischen Abenteuerin erfreuten. Sie haßte Beide. Sie hatten ihr oft weh' gethan; sie wollte sich an ihnen, so weit sie es vermochte, rächen. Sie ließ sich von ihrem Bruder wiederholen und ergänzen, was dieser ihr bereits von der Signora Bianca Alzati erzählt hatte, und am nächsten Tage machte sie sich auf den Weg zur Gräfin Daxat, um dort die von ihr aufgelesenen Neuigkeiten in einer von ihr künstlich zurechtgemachten Form auszukramen.

Das Glück war ihr günstig; der Salon der Gräfin war beinahe leer. Unter den wenigen Gästen, die plaudernd am Kamin saßen, befand sich Marie von Vieuville.

Bertha verhielt sich eine gute Weile vollständig passiv. Sie wollte ihre Absicht, über einen bestimmten Gegenstand zu sprechen, nicht verrathen. Sie vertraute dem Zufall, um die Unterhaltung darauf zu führen. Sie hatte nicht lange zu warten. Einer der Anwesenden, ein ältlicher Herr, sprach, um der Baronin Vieuville etwas Artiges zu sagen, von den

„angenehmen Donnerstagen“ der Baronin d'Eltang, und nannte verschiedene Personen, die man dort gewöhnlich fand, darunter Tressan und Illien.

„Man sollte gerade diesen Herren für ihr Kommen besonders dankbar sein,“ bemerkte Bertha.

„Weshalb?“ fragte der alte Herr.

„Nun, weil sie anderweitig sehr in Anspruch genommen sind.“

„Aber wo könnten sie bessere Gesellschaft finden als bei Ihrer Frau Tante, mein gnädigstes Fräulein?“

„Ich habe mir sagen lassen, daß junge, elegante Männer die gute Gesellschaft nicht besonders schätzen. Man spielt dort niedrig; man soupirt dort nicht gut genug; man darf dort weder rauchen, noch auf einem bequemen Sopha einschlafen. Herr Tressan und Graf Illien würden nicht so regelmäßige Gäste im Hause der Signora Bianca Alzati sein, wenn ihnen hohes Spiel, ein gutes Souper und vollständige Freiheit nicht als sehr große Annehmlichkeiten erschienen.“

Der alte Herr wischte sich seine goldene Brille ab und betrachtete die Sprecherin mit ironischer Aufmerksamkeit. Aber Bertha wurde keineswegs verlegen. Sie war, gleich Tressan, über viele Vorurtheile, die ihr unbequem waren, erhaben. — Weshalb sollte ein junges Mädchen nicht das Recht haben, von Dingen zu sprechen, die Jedermann im Salon kannte und von denen Jedermann wußte, daß sie auch ihr nicht unbekannt seien?

„Signora Bianca Alzati? . . .“ murmelte der alte Herr; „Vermuthlich ein neuer Stern am Himmel der Halbwelt?“

„Nicht ganz neu,“ antwortete Bertha unbefangen. „Er

ist vor drei Jahren bereits aufgegangen. Er war eine Zeit lang vom Horizont verschwunden, aber man wußte, daß er in Gesellschaft des Herrn Tressan untergegangen sei und erwartete seine Wiederkehr."

Sie machte, als sie dies sagte, ein so verfängliches Wortspiel, daß die Gräfin sich schnell zu ihr wandte und sie strafend ansah. Aber Fräulein Lemercier fuhr mit großer Ruhe fort: „Seit einigen Wochen ist der schöne Stern dann auch mit neuem Glanze wieder aufgetaucht. Unter seinen Satelliten wird Graf Illien in erster Linie genannt."

„Wie vorzüglich Sie unterrichtet sind, mein gnädiges Fräulein!" sagte der alte Herr.

„Oh, ich weiß noch viel mehr; man ist nicht ungestraft die Schwester von René Lemercier."

Der alte Herr gehörte zur alten Schule und fand Bertha's Sprache unpassend.

„Zu meiner Zeit," sagte er, unterhielten sich Brüder mit ihren Schwestern über etwas Anderes als über Damen wie die Signora Alzati.

„Das haben wir Alles geändert," versetzte Bertha, Molière citirend; „und wir sind deshalb auch nicht schlimmer als unsere Großmütter und Tanten waren." — Aber sie setzte die Unterhaltung nicht gleich fort; sie wartete auf eine neue Anregung.

Sobald die Gäste, mit Ausnahme von Marie von Vieuville, sich empfohlen hatten, stellte sich diese auch ein.

„Was für eine Person ist diese Signora Alzati?" fragte die Gräfin Daxat nachlässig.

Nun kam die lange Geschichte, auf die Bertha sich vorbereitet hatte. Sie wurde mit innigem Behagen, mit kaum zu verbergender Schadenfreude, mit vollständiger Rücksichtslosigkeit gegen den ihr als wahr bekannten Thatbestand vorgetragen.

Die Gräfin und die Baronin hörten schweigsam zu; nichts bewegte sich in den schönen Gesichtern, aber Bertha wußte mit Bestimmtheit, daß sie wehe that, und mit grausamer Lust schoß sie die giftigen Pfeile ab, von denen ein jeder auf die Herzen ihrer wehrlosen Zuhörerinnen gerichtet war. — Nach einer halben Stunde hatten diese erfahren, daß Frau Alzati den armen Tressan ruinirt habe, daß Graf Illien augenblicklich wahnsinnig in sie verliebt sei, daß Beide in eifersüchtiger Wuth gegen einander entbrannt seien, und daß die Chronique scandaleuse wohl bald durch den Bericht eines Duells zwischen den beiden edlen Kämpen der berüchtigten Abenteurerin erfreut werden dürfte.

Nachdem sie dies berichtet hatte, entfernte sich Bertha. Sie war mit sich zufrieden. Sie wußte, daß sie die „schönen Freundinnen" tief gekränkt und beunruhigt hatte. Welches Recht hatten diese, die elegantesten jungen Männer fesseln zu wollen? Weshalb begnügte sich Marie nicht mit den Huldigungen ihres Mannes, des Barons Vieuville; und weshalb mußte die Daxat, die wenigstens ebenso alt war wie Illien, mit diesem liebäugeln?

Marie folgte ihrer Cousine, fast besinnungslos vor Schmerz. Sie bezweifelte keinen Augenblick mehr, daß Tressan ihr untreu sei. — Die Gräfin Daxat saß unbeweglich da,

die großen Augen unverwandt auf das Kaminfeuer gerichtet. — Also darum war Illien unempfindlich für ihre Schönheit! Er liebte eine Andere.

Es war dunkel geworden. Ein Diener trat geräuschlos in das Zimmer und setzte Lampen auf den Tisch. Er schielte nach dem Kamin. Er glaubte zu träumen. Die Gräfin hielt ein Tuch in der Hand und hatte rothgeweinte Augen.

Ende des ersten Bandes.







